Französische Classiker.

Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

George Sand's sämmtliche Werke.

Mit einer kritischen Einleitung

von

Arnold Ruge.

Sechsundachtzigster und siebenundachtzigster Theil.

Leipzig,

Druck und Verlag von Otto Wigand.

1847.

Eine

Landidylle.

Von

George Sand.

Deutsch

von

Wilhelm Jordan.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1847.

1.

Holbeins Todtentanz.

> Die Stirn voll Schweiß, das Herz voll Noth,
> Verdienst du kümmerlich dein Brod,
> Und bist du müde dieser Last,
> So bittet dich der T o d zu Gast.

Diese einfachen, aber tief traurigen Reime sind die Unterschrift eines Bildes von Holbein, das einen mit Pflügen beschäftigten Landmann darstellt. Man sieht ein weites Feld, auf dem sich ärmliche Strohhütten erheben. Die Sonne versinkt eben hinter dem Hügel; ein schwerer, heißer Arbeitstag ist zu Ende. Der Bauer, eine gedrungene Gestalt, ist hochbejahrt, sein Anzug zerlumpt. Das Viergespann von Pferden, das er vorwärts treibt, sieht mager aus und abgemergelt, der Boden, in den die Pflugschaar eindringt, scheint verwurzelt und widerspenstig. Nur ein

Wesen hat ein muntres, flinkes Aussehn, inmitten dieser Scene des Schweißes und der Plage. Es ist eine phantastische Gestalt, ein Gerippe, das eine Peitsche in der Knochenfaust hält, in der Furche neben den erschrockenen Ackergäulen herläuft und sie durch Hiebe antreibt, als wäre es der Hülfsknecht des alten Pflügers. Es ist der Tod, dies Gespenst, das Holbein allegorisch dargestellt hat in der Reihe philosophischer und religiöser, unheimlich düstrer, aber oft zugleich barocker Zeichnungen, die unter dem Namen Todtentanz bekannt sind.

In dieser Sammlung, oder vielmehr großartigen und ein Ganzes bildenden Schöpfung ist der Tod, der auf jeder Seite seine Rolle spielt, das verknüpfende Band und der vorherrschende Gedanke. Päpste und Könige, Verliebte, Säufer und Spieler, Nonnen und Buhldirnen, Soldaten und Mönche, Juden, Räuber und Reisende, kurz, die ganze Menschenwelt seiner und unserer Zeit führt Holbein uns vor, und überall sehn wir das Gespenst des Todes grinsen, drohen und triumphiren. Nur auf einem Bilde fehlt er: auf dem des armen Lazarus, der vor der Thür des Reichen auf dem Düngerhaufen liegt und erklärt, daß er ihn nicht

fürchte; offenbar, weil er nichts zu verlieren hat und sein Leben selbst schon ein langsames Sterben ist.

Ist er wol tröstlich, dieser stoische Gedanke des halb heidnischen Christenthums der Renaissance? und kann ein religiöses Gemüth Beruhigung in ihm finden?

Der Ehrgeizige, der Betrüger, der Tyrann, der Wüstling, alle diese stolzen Sünder, die das Leben mißbrauchen und die der Tod am Schopfe hält, werden ihre Strafe finden, das ist nicht zu bezweifeln; aber der Blinde, der Bettler, der Irre, der arme Bauersmann: kann für sie schon eine Entschädigung für ihr langes Elend liegen blos in dem Gedanken, daß der Tod für sie kein Uebel sei?

Nein!

Eine unversöhnlich düstre Stimmung, ein entsetzliches Verhängniß lastet drückend auf der ganzen Schöpfung des Künstlers.

Sie gleicht einem stummen aber bittern Fluch auf das Loos der Menschheit.

Sie ist freilich ein wahres Bild der Gesellschaft, welche Holbein vor Augen hatte, und eine ingrimmig schmerzliche

Satyre auf dieselbe. Unglück und Verbrechen, das war es, was sich seinen Blicken aufdrängte.

Aber Wir, die Künstler eines andern Jahrhunderts, was sollen wir uns zum Vorwurf nehmen?

Sollen auch Wir im Gedanken des Todes das Vergeltende für die gegenwärtige Menschheit suchen? Sollen auch wir den Tod anrufen als die Strafe der Ungerechtigkeit, als die Entschädigung des Leidens?

Nein, Wir haben nicht mehr mit dem Tode, sondern mit dem Leben zu schaffen.

Wir glauben nicht mehr, weder an eine völlige Vernichtung im Grabe, noch an eine durch gezwungnes Entsagen erkaufte Seligkeit. Wir verlangen, daß das Leben gut und fruchtbringend sei.

Der Lazarus soll aufstehn vom Düngerhaufen und ihn verlassen, auf daß der Arme fortan nicht mehr seine Freude habe am Tode des Reichen.

Alle sollen glücklich sein, damit nicht das Glück einiger Wenigen als ein Verbrechen dastehe und von Gott verflucht werde.

Der Sämann wenn er seinen Waizen sät, soll wissen, daß es das Werk des Lebens ist woran er arbeitet, nicht aber sich freuen, daß der Tod ihm zur Seite wandelt.

Mit einem Wort: der Tod muß aufhören sowol die Züchtigung des Wohllebens als der Trost des Elends zu sein. Gott hat ihn weder zur Strafe noch zur Entschädigung des Lebens bestimmt; denn er hat das Leben gesegnet, und das Grab soll kein Zufluchtsort sein, auf den man etwa diejenigen anweisen dürfte, die man nicht glücklich machen will.

Gewisse Künstler unserer Zeit, die einen ernsten Blick auf ihre Umgebung geworfen haben, legen sich darauf, den Schmerz, die Verworfenheit des Elends, den Düngerhaufen des Lazarus darzustellen. Ich will es nicht in Abrede stellen daß die Grenzen der Kunst und der Philosophie auch dies Gebiet umfassen können. Es fragt sich aber: wenn man das Elend so häßlich, so entwürdigt, ja oft so lasterhaft und verbrecherisch schildert: ist dadurch der Zweck der Kunst erreicht, und wird die Wirkung eine heilsame sein, wie die Künstler sie wünschen?

Ich wage es nicht, hierüber ein absprechendes Urtheil zu fällen. Man kann mir sagen, daß man den bösen Reichen

erschreckt, indem man ihm diesen tief ausgewühlten Abgrund unter der Decke des Wohlstandes zeigt, wie man ihm in den Zeiten des Todtentanzes das gähnende Grab und den Tod zeigte, wie er bereit stehe, ihn zu umklammern mit seinen widrigen Knochenarmen. Heutzutage zeigt man ihm den Dieb, der mit dem Dietrich seine Thüren öffnet, und den Raubmörder, der ihm nach dem Leben trachtet, während er schläft.

Ich muß aber gestehn, daß ich nicht recht begreife, wie man ihn versöhnen will mit den Menschen die er verachtet, wie man ihm Mitgefühl einflößen will mit den Schmerzen des Armen, den er fürchtet, wenn man ihm diesen Armen vorführt als einen entsprungenen Sträfling und nächtlichen Beutejäger.

Die scheußliche Fratze des Todes, die in den Bildern Holbeins und seiner Vorgänger die Zähne fletscht und die Fidel streicht, sie war nicht im Stande in diesem Aufzuge die Verderbten zu bekehren und die Opfer zu trösten. Verdient vielleicht *unsere jetzige Literatur* den Vorwurf, daß sie hierin ähnlich verfährt, wie die Künstler des Mittelalters und der Renaissance?

Mit einer Art von Raserei füllen die Säufer auf Holbeins Bildern ihre Becher, um den Gedanken an den Tod zu verscheuchen, der, für sie nicht kenntlich, ihren Mundschenken macht.

Die bösen Reichen der Gegenwart verlangen Festungswerke und Kanonen, um die Gedanken einer Jacquerie fern zu halten, welche die Kunst ihnen darstellt, wie sie im Verborgnen arbeitet, und vorläufig im Einzelnen raubt und mordet, bis der Tag kommt, an dem sie herfallen kann über die ganze gesellschaftliche Ordnung.

Die Kirche des Mittelalters hatte für die Angst und Schrecknisse der Gewaltigen und Glücklichen der Erde ihren käuflichen Ablaß.

Die Regierungen unserer Zeit beschwichtigen die Unruhe der Reichen dadurch, daß sie dieselben tüchtig bezahlen lassen, um eine Masse von Gensdarmen, Bajonetten und Gefängnissen zu halten.

Albrecht Dürer, Michel Angelo, Holbein, Callot, Goya schufen wirksame Satyren auf die Gebrechen ihrer Jahrhunderte, ihrer Länder. Was sie geschaffen, sind unsterbliche Werke, Blätter im Buch der Weltgeschichte von unbestreit-

barem Werth. Ich will daher den Künstlern keineswegs das Recht absprechen, die Wunden der Gesellschaft mit ihrer Sonde zu ergründen, und sie bloßzulegen vor unsern Augen: aber, muß ich fragen, giebt es denn jetzt nichts Anderes, was zu leisten wäre, als Schilderungen des Gräßlichen und düster Hereindrohenden? Sind uns nicht in dieser Literatur der Geheimnisse menschlicher Unbilden, welche Talent und Phantasie zur Mode erhoben haben, gerade die milden und holden Gestalten weit lieber, als die Bösewichte und Schurken mit ihren dramatischen Knalleffekten? Diese anziehenden Charaktere dürfen es versuchen zu gewinnen und zu bekehren; die andern erregen nur Furcht, und durch die Furcht, wird der Egoismus nicht geheilt sondern nur verstärkt.

Mein Glaube ist, daß der Kunst eine Sendung der Gesinnung und der Liebe ertheilt wurde, daß der moderne Roman die Stelle einnehmen sollte, die in den unbefangenen Zeiten der Kindheit, die Parabel und das Gleichniß einnahmen, und daß der Künstler eine größere, und mehr poetische Aufgabe zu lösen hat, als die, einige Vorsichts- und Versöhnlichkeitsmaßregeln vorzuschlagen, um den

erschreckenden Eindruck seiner Schildereien zu mildern. Sein Streben sollte sein: Liebe zu erwerben für die Gegenstände seiner Sorgen, und wo es noth thäte würde ich ihm keinen Vorwurf machen, wenn er sie selbst ein wenig ins Schöne malen wollte. Die Kunst ist nicht das Studium der baaren handgreiflichen Wirklichkeit; vielmehr sucht sie nach der idealen Wahrheit, und der „Landprediger von Wakefield" ist ein nützlicheres und der Seele heilsameres Buch, als „der verderbte Bauer" oder die „gefährlichen Liebschaften."

Der Leser möge mir diese allgemeinen Bemerkungen zu Gute halten, und sie als Vorrede gelten lassen; denn eine andre hat dies Geschichtchen nicht, das ich ihm erzählen will. Es wird aber so kurz und einfach ausfallen, daß ich mich wirklich im Voraus entschuldigen und dabei besonders auch sagen mußte, was ich von den modernen Schauergeschichten halte.

Ein ackernder Bauersmann hat mir den Anstoß gegeben, mich in diese Gedankenreihe zu vertiefen; denn eben die Geschichte eines einfachen Landmanns gedachte ich euch zu erzählen. Ich will sogleich anfangen.

Lange hatte ich voll schwermüthiger Gedanken den Bauersmann auf Holbeins Bild angesehn. Nachher ging ich spazieren, und gab mich querfeldein wandelnd allerlei Gedanken über das Landleben und das Loos des Ackerbauer hin. Wer mag es bestreiten, daß es ein trübselig Ding ist, seine Kräfte aufzureiben und seine Lebenstage damit hinzubringen, daß man den widerspenstigen Boden aufreißt, dem man die Schätze seiner Fruchtbarkeit gewaltsam entreißen muß, wenn ein Stück Schwarzbrot, so schlecht und grob als möglich, die einzige Erquickung und der einzige Gewinn ist, der nach einem so sauern Tagewerk dem Arbeiter zu Theil wird? Diese reichen Saaten, welche den Boden schmücken, diese Früchte, diese behäbigen Rinder, die sich im hohen Grase mästen, sie sind das Eigenthum einiger Wenigen, und — die Werkzeuge der Strapazen und der Sklaverei der großen Mehrzahl.

Wer ein Leben der Muße führt, der liebt im Allgemeinen weder Feld noch Flur, weder den Anblick der Natur noch die herrlichen Thiere um ihrer selbstwillen, die sich für ihn nur in Gold zu seinem Gebrauch verwandeln sollen. Er sucht den Aufenthalt auf dem Lande, um einmal frische

Luft zu schöpfen, und seine Gesundheit auszuflicken; dann aber kehrt er wieder zurück in die großen Städte, um hier den Ertrag der Arbeit seiner Lehnsleute zu verschwenden.

Der Feldarbeiter hinwiederum befindet sich in einer zu gedrückten, unglücklichen Lage, und ist zu sehr in Besorgniß um seine Zukunft, als daß er zum Genuß der landschaftlichen Schönheiten und der Reize des Landlebens Raum gewinnen könnte. Auch in seinen Augen sind die goldenen Saaten, die lachenden Wiesen und die herrlichen Rinder weiter Nichts als die Mittel, die Geldsäcke zu füllen, von deren Inhalt ihm nur ein magerer Antheil zufällt, kaum genügend zur Bestreitung seiner dringendsten Bedürfnisse. Und doch muß er dafür sorgen, daß diese verdammten Säcke jahraus jahrein voll werden, damit er den Herrn bezahlen und ihm das Recht abkaufen könne, auf dessen großer Domäne ein kärgliches und elendigliches Dasein zu fristen.

Und bei alle dem blüht die Natur in ewiger Jugend, Schönheit und Freigebigkeit. Ihr Füllhorn schüttet Poesie und Schönheit aus über alle Wesen, über alle Pflanzen, denen man Raum giebt, sich in ihrem Schooße ungestört zu

entfalten. Sie besitzt das Geheimniß des Glücks, und noch Niemand hat es ihr zu entreißen vermocht.

O wer ein Bewußtsein hätte vom Werth seines Schaffens, wer arbeitend mit selbeigner Hand und so Wohlsein wie Freiheit schöpfend aus der Bethätigung seiner von Erkenntniß geleiteten Kraft, dabei Zeit genug erübrigte um zugleich ein Leben des Herzens und des Geistes zu führen, seine Werke zu begreifen und das Wort Gottes zu lieben: er wäre der Glücklichste der Menschen!

Dem Künstler werden Genüsse der Art zu Theil in der Anschauung und Nachbildung der Naturschönheiten; aber ach, der wahre Künstler, dem ein richtiges und menschliches Herz im Busen schlägt, er sieht sich aufgestört aus seinem Genuß, wenn er den Schmerz der Menschen sieht, welche dies irdische Paradies bevölkern.

Da erst würde das Glück heimisch sein, wo Geist, Herz und Arm in maaßvollem Einklange unter dem Auge der Vorsehung arbeitend, eine heilige Harmonie herstellten zwischen der Freigebigkeit Gottes und den Entzückungen, deren eine Menschenseele fähig ist.

Statt der grausen Jammergestalt des Todes, die mit der Geißel in der Faust nebenher läuft, könnte dann der Maler bildlicher Gleichnisse dem Pflüger einen strahlenden Engel zur Seite stellen, der mit vollen Händen die Segenskörner ausstreut in die frischen, dampfenden Furchen.

Und ist denn der Gedanke eines gemüthlichen, freien Daseins voller Poesie, Arbeitsamkeit und Einfalt für den Landbewohner so schwer zu fassen, daß man ihn verbannen müßte in das Gebiet unmöglicher Träumereien?

Das traurig-schöne Wort Virgils: „Seelig der Landmann, wenn er um sein Glück wüßte!" ist freilich eine Klage, aber wie alle Klagen zugleich eine Weissagung.

Ein Tag wird kommen, wo auch der Arbeiter ein Künstler sein kann, fähig, das Schöne, wenn auch nicht zu gestalten — und das wird dann wenig zu bedeuten haben — so doch zu empfinden. Man glaube doch nicht, daß die geheimnißvolle naturwüchsige Anschauung der Poesie bei ihm noch nicht einmal auf der Stufe des Instinkts und des unbestimmten Empfindens stehe! Bei denen, die gegenwärtig ein gewisser, wenn auch geringer Wohlstand beschirmt, bei denen nicht das Uebermaaß des Elends jede sittliche und

geistige Entwicklung erstickt, steht bereits das reine Glück, wirklich empfunden und gewürdigt, so zu sagen auf der Stufe der Kindheit. Und haben sich denn nicht selbst aus der Tiefe des Schmerzes und der Arbeitsqual Stimmen der Dichtung erhoben? Warum soll denn die handgreifliche Arbeit sich nicht vertragen mit der Thätigkeit des Geistes? Unstreitig ist diese Unverträglichkeit nur das allgemeine Ergebniß übertriebner Arbeit und allzutiefen Elends; aber man sage nur nicht, daß es dann, wenn einst der Mensch mit Maaß und erfolgreich arbeite, nur noch schlechte Arbeiter und schlechte Dichter geben werde. Wer die Poesie der Welt fühlt und aus diesem Gefühl edle Genüsse schöpft, der ist ein ächter Dichter, und hätte er sein Leben lang auch nicht einen Vers geschrieben.

Diese Richtung hatten meine Gedanken eingeschlagen; doch ich ward nicht gewahr, daß dies Vertrauen auf die Bildungsfähigkeit des Landmannes durch äußere Einwirkungen in mir gekräftigt wurde. Ich ging am Saum eines Feldes hin, auf dem oben einige Landleute beschäftigt waren, es zur bevorstehenden Aussaat umzuackern. Es war eine weite Ackerfläche, wie auf dem Bilde Holbeins. Die ganze

Landschaft dehnte sich ebenfalls weit aus, und das breite, in einer kräftig braunen Färbung daliegende Feld, das kürzliche Regengüsse die Furchen entlang mit einigen Wasserstreifen durchzogen hatte, die jetzt im Sonnenschein schimmerten, wie schmale Silberfäden, war eingerahmt von Laubgruppen, in deren Grün der herannahende Herbst sein Gelb hineinzuweben anfing. Die Luft war rein und mild; das von der Pflugschaar frisch aufgerissene Erdreich hauchte einen leichten Duft aus.

Auf dem oberen Theile des Feldes pflügte ein alter Mann, dessen breitschultrige ernste Gestalt an den Pflüger auf Holbeins Bild erinnerte; doch sah man an seinen Kleidern keinesweges Spuren der Noth. Der Pflug, den er bedächtig führte, war von altmodischer Form, und wurde von zwei ruhevoll hinwandelnden Stieren gezogen, zwei ächten Wiesenpatriarchen, von Farbe fahlgelb, hoch gebaut, etwas mager, mit langen, einwärts gekrümmten Hörnern. Es waren zwei jener bejahrten Arbeitsthiere, zwischen denen die lange Gewohnheit Brüderschaft gestiftet hat, wie man bei uns zu Lande sagt. Wenn sie getrennt werden, wollen sie mit einem neuen Kameraden durchaus nicht arbeiten,

und grämen sich zu Tode. Wer nicht auf dem Lande zu Hause ist, der hält die Freundschaft zwischen zwei Pflugstieren eines Gespanns für ein Mährchen. Er sollte aber einmal in den Stall kommen und zusehn, wie so ein armes vermagertes Thier abgezehrt dasteht; wie es unruhig mit dem Schweif die fleischlos hervorstehenden Rippen peitscht; wie es ängstlich und mit Widerwillen in das Futter hinein schnaubt, das man ihm vorwirft; wie es die Augen stets nach der Stallthür hinrichtet, oder mit dem Fuß den leeren Platz neben sich aufscharrt; wie es das Joch und das Geschirr beriecht, das sein Kamerad getragen, und unaufhörlich durch klägliches Brüllen sein Bangen nach ihm ausdrückt. Der Futterknecht sagt dann: „Das Gespann Ochsen ist futsch: seinen Bruder hat der Schinder geholt, und dieser geht nicht mehr im Joch. Wenn wir ihn nur mästen könnten zum Schlachten; aber er will nichts fressen und wird bald verhungert sein.“

Der alte Pflüger arbeitete langsam, schweigend und ohne sich unnütz anzustrengen. Sein gelehriges Gespann beeilte sich auch nicht mehr als er selbst, aber die Stätigkeit der Arbeit, der andauernde, nach der Erfahrung gerade

richtig abgemessene Kraftaufwand bewirkte, daß er mit seinen Furchen eben so schnell vorwärts kam, als sein Sohn, der eine Strecke weiter vier minder kräftige Ochsen führte und ein Stück Land zu pflügen hatte, wo der Boden strenger und steiniger war.

Was aber gleich darauf meine Aufmerksamkeit fesselte, war ein wahrhaft schöner Anblick, ein würdiger Gegenstand für einen Maler. Am entgegengesetzten Ende des Feldes führte ein junger wohlaussehender Mann ein prachtvolles Gespann. Es waren vier Paar junge dunkelfarbige und schwarz und fahl gesprenkelte Thiere, mit jenen gedrungen kurzen Nacken und Köpfen, mit gekräuseltem Stirnhaar, die noch an den wilden Stier erinnern. Ihre großen Augen funkelten wild, ihre Bewegungen hatten etwas Plötzliches und sie zogen den Pflug mit einer nervigen stoßweisen Kraft, die noch ergrimmt ist über Joch und Stachel und nur wuthknirschend die ihr kürzlich auferlegte Sklaverei erträgt. Es waren sogenannte Jungferochsen. Der Mann, der sie lenkte, hatte einen Platz umzustürzen, der bisher nur zur Weide gedient und mit einem hundertjährigen Wurzelgefilz durchwachsen war. Es war ein saures Stück

Arbeit das Riesenkraft in Anspruch nahm, und dem kaum seine Energie, seine Jugend und seine fast ungebändigten Stiere gewachsen waren.

Ein Knabe von sechs bis sieben Jahren, schön wie ein Engel und auf den Schultern über der Bluse ein Lämmerfell, durch das er aussah, wie die Maler der Renaissance Johannes den Täufer als Kind malen, ging in der Furche neben dem Pfluge her, und stachelte die Ochsen mit einer langen leichten Ruthe, deren Eisenspitze nicht allzuscharf zu sein schien. Die stolzen Thiere zitterten vor der kleinen Hand des Knaben und ruckten vorwärts, daß das Joch knackte, die Stirnriemen knirrten und die Handhabe heftige Stöße erhielt. Wenn eine Wurzel die Pflugschaar aufhielt, rief der Pflüger seinen Thieren laut zu und nannte jedes bei seinem Namen, aber mehr um sie zu beschwichtigen, als um sie anzutreiben; denn die Ochsen wurden selbst wild über den plötzlichen Widerstand, fuhren auf, zerwühlten die Erde mit ihren breiten Spalthufen und würden seitwärts abgesprungen und sammt Joch und Pflug querfeldein gerannt sein, hätte nicht der junge Mann die vier ersten durch Zuruf und Stachel zusammengehalten, während

der Knabe die vier andern regierte. Der arme Schelm schrie ebenfalls und gab sich alle mögliche Mühe, seinem Stimmchen recht einen fürchterlichen Ton zu geben; aber sie klang dennoch mild und sanft wie sein Engelsangesicht aussah.

Dies ganze Bild, die Landschaft, der junge Mann, der Knabe, die Stiere im Joch, war schön, schön durch Kraft und Anmuth, und trotz dieses Kampfes, in dem der Erdboden der Ueberwundene war, lag doch eine sanfte, tiefe Ruhe darüber ausgegossen. War das Hinderniß besiegt und kam das Gespann wieder in seinen gleichmäßigen feierlichen Schritt, dann strahlte plötzlich auch aus den Zügen des jungen Ackermannes, bei dem die Heftigkeit nur etwas Angenommenes, nur eine Kraftübung, ein Ueberfluß an Thätigkeit war, die Heiterkeit eines einfachen Gemüths, und er warf einen Blick väterlicher Zufriedenheit auf seinen Knaben, der sich umdrehte, um ihn anzulächeln. Dann stimmte dieser junge Familienvater mit kraftvoller Kehle die feierliche und melancholische Weise an, die sich aus uralten Zeiten her von Vater auf Sohn vererbt, doch nicht auf jeden Ackersmann ohne Unterschied, sondern nur auf die, welche es zu vollendeter Meisterschaft gebracht haben

in der Kunst, den Eifer der Pflugstiere anzuspornen und doch jederzeit in der Gewalt zu behalten. Diese Weise, der man einst vielleicht einen heiligen Ursprung und geheimnißvolle Kräfte zuschrieb, soll, wie die Landleute noch jetzt glauben, die Kraft besitzen, die Ochsen guten Muths zu erhalten, sie zu beschwichtigen, wenn sie unruhig werden, und ihnen die Langeweile zu vertreiben bei ihrer eintönig langen Arbeit. Wenn man sie auch richtig lenken, eine schnurgerade Furche ziehn und ihnen ihre Mühe dadurch erleichtern kann, das man das Jocheisen rechtzeitig zu heben oder tiefer einzudrücken versteht, so ist man doch noch kein perfekter Pflüger, so lange man den Ochsen nicht zuzusingen weiß, und dies ist eine Wissenschaft für sich, die ihren besondern Geschmack und ihre besondern Talente erheischt.

Eigentlich ist dieser Gesang weiter nichts als eine Art von Recitativ, das nach Belieben unterbrochen und wieder fortgesetzt wird. Nach unsern musikalischen Schulbegriffen ist er so untaktmäßig und aus lauter falschen Modulationen zusammengesetzt, daß er sich gar nicht wiedergeben läßt. Aber die Weise ist trotzdem doch schön und stimmt so sehr zu der Natur der Arbeit, deren Begleitung sie bil-

det, zu dem schleppenden Gang des Pflugstiers, zur stillen Ruhe der Felder und zur Einfalt derer, welche sie singen, daß ein der Feldarbeit fremder Sinn sie unmöglich hätte erfinden können und auch kein andrer Sänger, als ein „richtiger Pflüger" im Stande wäre, sie anzustimmen. In den Zeiten des Jahres, wo keine andre Bewegung und Arbeit auf den Felden vernommen wird, als das Pflügen, erhebt sich diese sanfte und doch so kräftig tönende Weise, wie eine Stimme der Winde, mit deren Rauschen ihre eigenthümliche Tonart eine gewisse Aehnlichkeit hat. Die Schlußnote eines jeden Absatzes wird zitternd und lange ausgehalten, mit einer unglaublichen Kraft des Athems und der Lunge, und absichtlich um einen Viertelton in die Höhe gezogen. Das widerstreitet freilich aller Kunst, aber es übt einen unwiderstehlichen Zauber, und hat man sich einmal daran gewöhnt, so hält man es für unmöglich daß zu solcher Zeit und in solcher Umgebung ein ander Lied ertönen könnte, ohne die ganze Harmonie zu zerstören.

Ich hatte also einen Anblick vor mir, der mit dem Bilde Holbeins verwandt war, und doch ein Gegensatz zu demselben bildete. Dort ein trübseliger Greis, hier ein jugendlicher

behender Mann, dort vier vermagerte, abgetriebene Gäule, hier zwei Viergespanne kraftvoller und feuriger Stiere; dort der Tod, hier ein schöner Knabe; kurz: dort ein Bild der Verzweiflung, ein Gedanke der Vernichtung, hier ein Bild frischer Lebenskraft und ein Gedanke des Glückes.

Zusammen traten jetzt jene beiden Verse vor meine Seele, jene Reime:

In deines Angesichtes Schweiß u. s. w.

und Virgils Worte:

„O fortunatos . . . agricolas“

und als ich sah, wie dies schöne Paar, der Mann und der Knabe, in einer so poetischen Weise und mit so viel kraftgepaarter Anmuth eine Arbeit verrichteten, der es weder an Größe noch an Feierlichkeit fehlte, ergriff mich ein tiefes Gefühl, verbunden mit unwillkührlicher Ehrfurcht.

Glücklich der Landmann! Ja wahrlich, ich an seiner Stelle, ich wäre glücklich, wenn mein Arm plötzlich kraftbegabt, meine Brust stark genug würde, um so die Natur zu befruchten und dabei zu singen, ohne daß mir Hören und Sehn verginge, ohne daß ich die Fähigkeit verlöre, die Harmonie der Farben und Töne, die feinen Modula-

tionen der Klänge und die Anmuth der Formen, kurz die geheimnißvolle Schönheit der Dinge zu fassen, und besonders ohne daß mein Herz aufhörte, im Verkehr zu stehn mit dem göttlichen Grundgedanken der unsterblichen und erhabnen Schöpfung.

Aber ach! dieser Mann hat niemals das Geheimniß des Schönen begriffen, und dieser Knabe wird es ebenfalls nie begreifen. Gott soll mich bewahren vor dem Glauben, daß sie nichts Höheres seien, als die Thiere, welche sie bändigen, und daß nicht Augenblicke bei ihnen eintreten, in denen eine Art von begeisterter Offenbarung ihren Anstrengungen Reiz verleiht und ihre Sorgen entschlummern läßt! Auf ihrer edeln Stirn erblickt mein Auge das Siegel des Herrn; denn sie sind geboren zu Königen der Erde, und mit besserem Recht, als Die, welche sie besitzen, weil sie sie bezahlt haben. Und sie fühlen es, denn nicht ohne schlimme Folgen dürfte man sie verbannen aus ihrer Heimath. Sie lieben die Scholle, die sie benetzt mit ihrem Schweiß. Der wahre Landmann stirbt vor Heimweh, wenn er in der Soldatenjacke fern bleiben muß von den Feldern auf denen er seine Kindheit verlebte.

Aber diesem Manne geht ein Theil der Genüsse ab, deren ich theilhaftig bin, nicht materieller Genüsse, die ihm wol zukämen, ihm, dem Arbeiter im weiten Tempel, den zu umfassen nur der Himmel weit genug ist.

Es fehlt ihm das Bewußtsein dessen, was er fühlt und empfindet. Jene, die ihn zur Leibeigenschaft verurtheilten vom Mutterleibe an, sie konnten ihm zwar das dunkle Weben des Gefühls nicht rauben, aber sie haben ihm das denkende Bewußtsein geraubt.

Und doch, unvollkommen und verurtheilt zu ewiger Kindheit, wie er ist, ist er doch noch schöner als Der, bei dem die Wissenschaft das Gefühl erstickt hat.

Erhebt Euch nicht über ihn, Ihr, die Ihr Euch betraut glaubt mit dem gesetzlichen und unverjährbaren Recht, ihm zugebieten; denn dieser Euer entsetzlicher Irrthum beweist, daß bei Euch der Geist das Herz abgetödtet hat und daß Ihr die Unvollkommensten und Verblendetsten der Menschen seid. Da ist mir doch diese Einfalt seiner Seele noch lieber, als die falsche Aufklärung der Eurigen, und hätte ich sein Leben, zu erzählen: die Lust, die es mir gewähren würde, die holden, und rührenden Seiten desselben hervortreten zu

lassen, würde größer sein, als das Verdienst, das Ihr erwerbt, in dem Ihr die Verworfenheit schildert, in welche die Strenge und die Uebertretung Eurer gesellschaftlichen Regeln ihn hinabstürzen können.

Ich kannte diesen jungen Mann und diesen schönen Knaben. Ich wußte ihre Geschichte. Denn eine Geschichte hatten sie wirklich, wie denn Jeder seine Geschichte hat und Theilnahme zu erwecken vermöchte für den Roman seines Lebens, wofern er ihn nur verstanden hätte.

Germain war nur ein Bauer, ein Ackersmann in aller Einfalt, aber dennoch hatte er sich Rechenschaft gegeben von seinen Pflichten und Neigungen. Er hat sie mir in unbefangen natürlicher und verständlicher Weise erzählt, und ich habe ihm dabei mit Theilnahme zugehört.

Nachdem ich ihm lange genug beim Pflügen zugesehn, fragte ich mich, warum seine Geschichte nicht solle geschrieben werden, wenn es auch eine Geschichte ist, eben so einfach, eben so gerade und eben so schmucklos, wie die Furche, die er mit mit seiner Pflugschaar zog.

Wenn wieder ein Jahr vergangen ist, dann wirft eine neue Furche die alte zu und vertilgt ihre Spur. So drückt

sich die Spur der Mehrzahl der Menschen ein auf dem Felde der Menschheit, um bald wieder zu verschwinden. Eine Hand voll Erde verwischt sie, und die Furchen, die wir gezogen, folgen und weichen einander wie die Gräber auf dem Friedhof. Die Lebensfurche, die der Ackersmann zieht, sollte sie nicht eben so viel werth sein, als die des Müssiggängers, der trotz seines Müssigganges einen Namen hat, einen Namen, der sogar nach ihm fortlebt, wenn er durch irgend eine Eigenthümlichkeit oder Lächerlichkeit ein bischen Lärm in der Welt gemacht hat?

So will ich denn, wo möglich, die Lebensfurche Germains des „richtigen Pflügers" dem Nichts der Vergessenheit entreißen. Er selbst wird davon nichts erfahren und sich schwerlich darum kümmern; mir aber wird es einigen Genuß gewähren, es zu versuchen.

2.

Germain.

— Germain, sagte eines Tages sein Schwiegervater, Du wirst Dich doch entschließen müssen, wieder eine Frau zu nehmen. Sieh, es sind nun bald zwei Jahre her, seit

Dir meine Tochter gestorben ist, und Dein Aeltster ist sieben alt. Du bist nicht mehr weit von den Dreißigern, mein Sohn, und Du weißt, wer bei uns zu Lande über das Alter hinaus ist, von dem sagen sie, er sei zu alt zum Heirathen. Du hast drei hübsche Kinder, und bis jetzt sind sie uns noch nicht zur Last gefallen. Meine Alte und meine Schwiegertochter haben sie gepflegt so gut sie konnten und haben sie lieb gehabt, wie es ihre Schuldigkeit war. Dein Peterle da ist beinahe schon groß; er treibt die Ochsen ganz nett und ist verständig und stark genug, das Vieh zu hüten und die Pferde in die Tränke zu reiten. Mit dem hat es also keine Noth mehr; aber die beiden andern, die wir doch, Gott weiß es, auch so lieb haben, die armen unschuldigen Dinger, die machen uns heuer viel Sorgen. Meine Schwiegertochter ist bald wieder so weit, und dabei muß sie sich noch mit einem ganz kleinen Würmchen herumtragen. Wenn das neue einpassirt, wird sie sich mit Deiner kleinen Solange und besonders mit Deinem Sylvan, der noch keine vier Jahr alt ist und nicht Tag nicht Nacht Ruhe hält, nicht mehr abgeben können. Der Junge ist ein wildes Blut, just wie Du; das giebt hernach einen derben

Arbeiter, zuerst aber ein unbändig Kind. Und meine Alte, die ist nicht mehr flink genug auf den Beinen und kann ihn nicht einholen, wenn er durchbrennt, gerade auf den Graben los, oder sich dem Vieh unter die Füße drängt. Und dann, wenn das Kleine, was im Anmarsch ist, zur Welt kommt, dann hat Meine ihr vorletztes wenigstens für ein Jahr auf dem Halse. Deswegen machen uns Deine Kinder Unruhe und Ueberlast. Schlechtgehaltene Kinder mögen wir nicht sehn, und wenn man daran denkt, was ihnen alles zustoßen kann, wenn Keiner auf sie aufpaßt, so wird Einem die Ruh im Kopf gestört. Du hast also eine zweite Frau und ich eine zweite Schnur vonnöthen. Denke dran, mein Sohn. Hab's Dir schon etliche Mal gesagt, die Zeit vergeht und die Jahre lassen nicht auf sich warten. Du mußt wieder heirathen, je eher, je besser, Du bist es Deinen Kindern und uns Allen schuldig, denn wir wollen, daß im Hause Alles seinen richtigen Gang geht.

— Wenn Ihr's denn durchaus wollt, Vater, antwortete sein Schwiegersohn, so muß ich Euch schon zufrieden stellen. Aber das ist gewiß, schwer genug wirds mir werden, und ich habe just eben so große Lust zu freien, als mich zu

erſäufen. Was man gehabt und verloren hat, das weiß man, aber nicht was für Eine man wieder kriegt. Ich hatte ein braves Weib, ein ſchönes Weib, ein ſanftes Weib, was das Herz auf dem rechten Fleck hatte und gut war gegen Vater und Mutter, gut gegen ihren Mann und ihre Kinder, tüchtig bei der Arbeit, im Hauſe wie auf dem Felde, geſchickt in der Wirthſchaft, kurz ein Weib, was in allen Stücken gut war, und als Ihr ſie mir gegeben habt und als ich ſie nahm, da haben wir es nicht mit einander abgemacht, daß ich ſie vergeſſen würde, wenn ich das Unglück hätte, ſie zu verlieren.

— Was Du da ſagſt, Germain, antwortete ihm der Vater Moritz, kommt alles aus einem guten Herzen, und ich weiß, Du haſt mein Kind lieb gehabt, Du haſt ſie glücklich gemacht, und wenn der Tod hätte mit ſich handeln laſſen, ſo lebte meine Käthe noch dieſen Tag, und Du lägeſt auf dem Gottesacker. Sie hats auch verdient, daß Du ſie lieb hatteſt, und wenn Du Dich nicht tröſten kannſt, wir können's gewiß nicht. Aber das mein' ich auch nicht, daß Du ſie vergeſſen ſollſt. Es war Gottes Wille, daß ſie uns verließ, und es wird kein Tag vergehn, wo wir ſie nicht

durch unsre Gebete, durch unsre Gedanken, Reden und Thaten wissen lassen, daß wir ihr Andenken in Ehren halten und traurig sind, daß sie uns verlassen hat. Aber wenn sie aus jener Welt herüber mit Dir reden könnte und Dir ihren Willen zu erkennen geben, so würde sie Dir befehlen, eine Mutter zu suchen für ihre armen kleinen Waisen. Es kommt also drauf an, eine Frau zu finden, die es werth ist, ihre Stelle einzunehmen. So leicht wird das freilich nicht sein; aber es ist doch nicht unmöglich, und wenn wir sie für Dich herausgefunden haben, so wirst Du sie lieb haben, wie Du meine Tochter lieb hattest, denn Du bist ein rechtschaffener Mann und wirst ihr dankbar sein, daß sie uns hilft und Deine Kinder liebt.

— Gut, Vater Moritz, sagte Germain, ich will Euch Euren Willen thun, wie ich immer gethan.

— Ja, daß muß wahr sein, mein Sohn, Du hast stets auf den freundlichen Rath und die guten Gründe Deines Familienhaupts gehört. Laß uns also zusammen nachdenken über die Wahl Deiner zweiten Frau. Vor allen Dingen rath' ich Dir nicht, so ein junges Ding zu nehmen. So eine kann Dir nichts helfen. Die Jugend ist leichtfertig.

Drei Kinder zu erziehn, zumal wenn sie aus einem andern Bett sind, das ist keine Kleinigkeit und verlangt eine gute, verständige und absonderlich sehr arbeitsame Seele. Wenn Deine Frau nicht ungefähr eben so alt ist wie Du, so wird sie nicht verständig genug sein, um eine solche Pflicht zu übernehmen. Du wirst ihr zu alt, Deine Kinder werden ihr zu jung sein; sie wird sich beklagen, und Deine armen Würmer müssen es ausbaden.

— Das ist es eben, wovor ich Angst habe, sagte Germain. Ei wenn sie nun die armen Dinger nicht leiden mag, schlecht mit ihnen umgeht, oder sie gar prügelt?

— Davor mög' uns Gott bewahren! erwiderte der Alte. Aber in unserer Gegend sind die schlimmen Weiber seltener als die guten, und man müßte doch sehr auf den Kopf gefallen sein um nicht die richtige herauszufinden.

— Ja, Ihr habt Recht, Vater, es giebt gute Mädel in unserm Dorf. Da ist die Lisel, die Lore, die Grete . . . na, mir ist's gleich welche Ihr haben wollt.

— Sachte, sachte, mein Junge. Die Mädel sind alle entweder zu jung oder zu arm, oder . . . zu hübsch; denn

daran, mein Sohn, muß man am Ende auch denken: eine hübsche Frau ist nicht allemal so ordentlich, wie eine andre.

— Ihr meint also, ich soll eine häßliche nehmen? sagte Germain etwas unruhig.

— Nein, häßlich nicht, denn Du wirst von dieser Frau wieder Kinder bekommen, und nichts ist so ein trübselig Ding, als wenn man Kinder hat, die häßlich, verkümmert und kränklich sind. Aber eine Frau, die noch frisch, bei guter Gesundheit und dabei nicht gerade schön, aber auch nicht häßlich wäre, die würde sehr gut für Dich passen.

— Ich merke schon, sagte Germain, etwas trübselig lächelnd, um eine solche Frau zu bekommen, wie Ihr sie haben wollt, werden wir sie uns erst bestellen müssen: denn arm werdet Ihr sie auch nicht mögen, und die reichen sind nicht so leicht zu bekommen, besonders für einen Wittwer.

— Ei wenn sie selbst auch eine Wittwe wäre, Germain? So eine Wittwe ohne Kinder mit einem hübschen Grundstück?

— Eine solche wüßt' ich in unsrer Gemeinde nicht zu finden.

— Ja, ich auch nicht, aber anderwärts.

— Ihr habt eine auf dem Korn, Vater; so sagt es nur heraus.

— Freilich hab ich eine auf dem Korn: es ist eine Leonard, hat einen Guérin zum Mann gehabt und wohnt in Fourche.

— Ich kenne weder die Person noch den Ort, antwortete Germain voll Ergebung, aber immer trauriger werdend.

— Sie heißt Katharine, wie Deine Seelige.

— Katharine? Ja, das würde mir wohlthun sie bei diesem Namen zu rufen. Katharine! aber — wenn ich sie nicht so lieb haben kann, wie die vorige, wird's mir nur noch mehr Kummer machen; denn dann erinnert mich der Name nur desto öfters an die Seelige.

— Ich sage Dir aber, Du wirst sie schon lieb haben. Sie ist eine tüchtige Person, ein Frauenzimmer, was das Herz auf dem rechten Fleck hat. Hab sie lange nicht gesehn, war früher kein häßlich Mädel, aber sie ist nicht mehr jung, sie ist zweiunddreißig. Sie ist aus guter Familie, lauter brave Leute, und hat Land für acht bis zehntausend

Franken. Sie wird es gewiß gern verkaufen, um andres an der Stelle zu kaufen, wo sie sich neu einrichtet; denn sie will sich auch wieder verheirathen, und ich weiß, wenn Du ihr zusagst, würde sie Deine Lage nicht schlecht finden.

— Ihr habt also schon Alles ins Reine gebracht?

— Ja, ausgenommen, daß ihr Beide noch nicht Eure Meinung gesagt habt, und darum müßt Ihr Bekanntschaft machen und Eins das Andre danach fragen. Der Vater von dem Frauenzimmer ist so zu sagen ein bischen mein Verwandter und mit mir gut Freund gewesen. Du kennst ihn doch, den Vater Leonard?

— Ja, ich habe ihn auf den Märkten mit Euch reden gesehn, und das letzte Mal habt Ihr mit einander gefrühstückt. Das also war es, worüber er mit Euch so lange gesprochen hat?

— Ganz recht. Er sah wie Du Dein Vieh verkauftest und meinte, Du verständest es gut, Du wärst ein netter Bursche und schienest fleißig und verständig zu sein. Als ich ihm nun Alles sagte, was Du bist und wie gut Du mit uns umgehst die acht Jahre, die wir mit einander leben und arbeiten, ohne daß Dir jemals ein verdrießliches oder

böses Wort über die Lippen gekommen ist, da hat er sich's in den Kopf gesetzt, Dich mit seiner Tochter zu verheirathen. Mir sagt es auch zu, ich gesteh es Dir, denn sie hat einen guten Leumund und ihre Familie ist rechtschaffen und befindet sich, wie ich weiß, in guten Umständen.

— Ich sehe, Vater Moritz, daß Ihr auf die guten Umstände etwas haltet.

— Gewiß halt' ich drauf. Du nicht auch?

— Ich halte drauf, wenn Ihr wollt, um Euch einen Gefallen zu thun. Aber Ihr wißt, daß ich für meinen Theil mir nie den Pelz zerreiße um das, was mir von unserm Gewinn zukommt oder nicht zukommt. Ich verstehe mich nicht auf's Theilen, mein Kopf taugt zu dergleichen nicht viel. Ich verstehe mich auf das Land, auf die Ochsen, Pferde, auf das Geschirr, auf die Saat, aufs Dreschen und aufs Futter. Die Schafzucht, der Wingert, das Obst und das feine Gartengemüse zum Verkaufen, wißt Ihr, ist Eures Sohnes Sache und ich menge mich nicht viel darein. Für's Geld hab' ich ein kurz Gedächtniß und würde lieber Alles hingeben, als mich um das leidige Mein und Dein streiten. Dabei würd' ich fürchten, mich zu irren und zu

verlangen, was mir nicht zukommt, und wenn die Sache nicht ganz einfach und klar wäre, würd' ich mich nie darin zurecht finden.

— Desto schlimmer, mein Sohn! Sieh, das ist's ja eben, warum ich wünschte, Du hättest ein Weib mit offnem Kopf, das meine Stelle vertreten könnte, wenn ich nicht mehr da bin. Unsere Rechnungen hast Du nie recht begreifen wollen, und das könnte Dir Unannehmlichkeiten mit meinem Sohn zuziehn, wenn Ihr mich nicht mehr habt, um Euch in's Reine zu bringen, und Euch zu sagen, was jedem zukommt.

— Möchtet Ihr noch lange Jahre leben, Vater Moritz! Aber macht Euch keine Sorge um die Zeit nach Euch; nie werde ich mich mit Euerm Sohn streiten. Ich verlasse mich auf Jacques wie auf Euch selbst. Ich habe kein eignes Vermögen: Alles was mir zukommen kann stammt von Eurer Tochter her und gehört unsern Kindern. Ich kann ruhig sein und Ihr auch, denn Jacques wird die Kinder seiner Schwester nicht um seiner eignen willen berauben wollen, da er die einen fast eben so lieb hat wie die andern.

— Darin hast Du Recht, Germain. Jacques ist ein guter Sohn, ein guter Bruder, und ein Mann, der die Wahrheit

in Ehren hält. Aber Jacques kann früher sterben als Du und ehe noch Eure Kinder erzogen sind, und in einer Familie muß man stets bedacht sein, die Unmündigen nicht ohne Oberhaupt zu lassen, das sie wohl berathen und ihre Streitigkeiten schlichten kann. Sonst kommen die Herrn von den Acten, hetzen sie gegen einander auf und lassen sie ihre ganze Habe mit Processiren vergeuden. Wir dürfen also nicht daran denken eine Person mehr zu uns zu nehmen, sei es nun ein Mann oder ein Frauenzimmer, ohne daß wir uns zugleich sagen, daß diese Person eines Tages vielleicht das Benehmen, und die Angelegenheiten von etlichen dreißig Kindern, Enkeln, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern zu leiten hat . . . Man weiß nicht, wie eine Familie sich vermehren kann, und wenn der Bienenkorb zu voll ist, daß er schwärmen muß, dann will ein jedes seinen Honig mitnehmen. Als ich Dich zum Schwiegersohn nahm, obgleich meine Tochter reich war, Du aber arm, hab ich ihr keinen Vorwurf gemacht, daß sie Dich gewählt hatte. Ich sah, daß Du ein guter Arbeiter warst, und wußte wohl, daß für uns Landleute ein Herz und ein Paar Arme wie Du sie hast der beste Reichthum sind. Wenn ein Mann

das in eine Familie mitbringt, so bringt er genug. Aber bei einem Frauenzimmer ist das ein ander Ding. Ihre Arbeit im Hause ist gut zum Erhalten, aber nicht zum Erwerben. Uebrigens bist Du auch Vater, und wenn Du eine neue Frau suchst, mußt Du daran denken, daß deine neuen Kinder keine Ansprüche haben würden auf die Erbschaft der Kinder erster Ehe. Wenn Du stürbest würden sie also in Noth gerathen, wofern nicht deine Frau ebenfalls einiges Vermögen hätte. Außerdem wird es etwas kosten die Kinder zu verpflegen, mit denen Du unsre Kolonie vermehren wirst. Wenn es uns allein zur Last fiele, wir würden sie auch verpflegen, das ist gewiß, und keine Klage sollte aus unserm Munde kommen; aber eines Jeden Wohlsein würde doch um einen Theil kleiner, und die ersten Kinder müßten auch etwas entbehren. Wenn die Familien übermäßig zunehmen, ohne daß das Vermögen in demselben Verhältniß wächst, so kommt die Noth, man mag es auch noch so herzhaft angreifen. Sieh, Germain, das sind so meine Gedanken; nimm sie in Erwägung und sieh zu, daß Du der Wittwe Guerin gefällst; denn ihr gutes Benehmen und ihre Thaler bringen uns für jetzt Hülfe und Ruhe für die Zukunft.

— Gut Vater. Ich will zusehn, daß ich ihr, und sie mir gefällt.

— Um das anzustellen mußt Du hingehn und sie besuchen.

— In ihrem Dorf? In Fourche? Es ist weit von hier, nicht wahr? und wir haben in dieser Jahreszeit zum Herumflankiren keine Zeit.

— Wo es sich um eine Heirath aus Liebe handelt, da muß man darauf gefaßt sein, Zeit zu verlieren; ist's aber eine Heirath aus vernünftiger Ueberlegung zwischen zwei Personen, die sich die jugendlichen Nicken aus dem Kopf geschlagen haben und wissen, was sie wollen, so ist man bald im Reinen. Morgen haben wir Samstag. Du kannst etwas früher Feierabend machen und gegen zwei Uhr Nachmittags aufbrechen; dann kommst Du zur Nacht in Fourche an. Wir haben beinahe Vollmond, die Wege sind gut, und es ist nicht weiter, als drei gute Stunden. Es liegt bei Magnier. Uebrigens kannst Du auch die Stute nehmen.

— Bei diesem frischen Wetter geh ich eben so gern zu Fuß.

— Ja, aber die Stute ist ein schönes Thier, und ein Freier, der so wohlberitten ankommt, hat gleich ein bessres

Ansehn. Du ziehst Deine neuen Sonntagskleider an und bringst dem Vater Leonard ein hübsches Präsent an Wildpret. Du thust, als hätte ich Dich geschickt, unterhälst Dich mit ihm, bringst dann den Sonntag mit seiner Tochter zu und kommst Montag früh mit einem Ja oder Nein zurück.

— Abgemacht, antwortete Germain, ohne aus seiner Ruhe zu kommen.

Allein er war dennoch nicht ganz ruhig. Germain hatte stets still verständig gelebt, wie alle fleißigen Bauersleute. Im zwanzigsten Jahre verheirathet, hatte er sein Leben lang nur ein Weib geliebt und, obgleich er von ungestümer und lebenslustiger Natur war, mit keiner Andern gelacht und geschäkert. Er trug treu im Herzen eine wahre Trauer und nicht ohne Besorgniß und Betrübniß gab er seinem Schwiegervater nach. Aber der Schwiegervater hatte die Familie jederzeit weise regiert, und Germain war mit Leib und Seele dem gemeinsamen Werk und somit auch dem, dessen Person es darstellte, dem Oberhaupt der Familie ergeben. Es kam ihm daher nicht einmal in den Sinn, daß er sich hätte auflehnen können gegen gute Gründe und gegen das Interesse Aller.

Nichts destoweniger war er traurig. Selten verging ein Tag, an dem er nicht im Stillen seine Frau beweinte, und obgleich seine Vereinzelung ihm drückend zu werden anfing, war doch die Furcht vor einer neuen Verbindung bei ihm größer, als der Wunsch, seinen Herzenskummer zu stillen. Dunkel schwebte ihm der Gedanke vor, daß die Liebe ihn hätte trösten können, wenn sie ihn von selbst beschlichen hätte; denn anders giebt die Liebe keinen Trost und man findet sie nicht, wenn man sie sucht. Sie überkommt uns, wenn wir sie am wenigsten erwarten. Dieser kalt überlegte Heirathsplan, den ihm Vater Moritz vorlegte, diese unbekannte Braut, vielleicht auch alles das, was er Lobes gehört von ihrer Verständigkeit und Tugend, machte ihn nachdenklich. So ging er denn seinen Weg und sann, wie solche Leute sinnen, die nicht genug Gedanken haben, als daß sich dieselben untereinander bekämpfen könnten, d. h., die sich nicht selbst schöne Gründe des Widerstandes und der Eigenliebe zurecht machen, sondern sich einem stummen Schmerz hingeben und nicht ankämpfen gegen ein Leid, das sie einmal auf sich nehmen müssen.

Vater Moritz war unterdeß in die Meyerei zurückgekehrt

während Germain die letzte Tagesstunde zwischen Sonnenuntergang und Nacht dazu benutzte, die Oeffnungen zu verschließen, welche die Schaafe in die Hecke eines den Gebäuden benachbarten Geheges hineingerissen hatten. Er richtete die Stämmchen des Dorngesträuchs auf und befestigte sie durch Erdschollen, die er an ihren Wurzeln festdrückte. Unterdeß schlugen die Drosseln im nahen Gebüsch, und es war, als riefen sie ihm zu: spute Dich, spute Dich, wir sind neugierig, sobald Du fort bist zu besehn, was Du da gemacht hast.

3.
Peterle.

Im Hause fand Vater Moritz eine alte Nachbarin, die herüber gekommen war um glühende Kohlen zu holen, ihr Feuer anzumachen, und dabei mit seiner Frau eins zu plaudern. Mutter Guilette bewohnte eine sehr ärmliche Hütte, etwa einen doppelten Büchsenschuß von dem Bauerhof. Sie war aber ein ordentliche und willige Frau. Ihr ärmlich Haus war sauber und wohlgehalten und ihre sorgfältig geflickten Kleider zeigten, daß sie mitten in der Noth doch die Achtung vor sich selbst nicht verloren hatte.

— Ihr kommt nach Feuer zum Abendschauerchen, Mutter Guilette, sagte der Alte; wünscht Ihr vielleicht noch sonst etwas?

— Nein, Vater Moritz, antwortete sie, alleweile nichts weiter. Ihr wißt, ich bin keine Bettlerin und mag die Gutherzigkeit meiner Freunde nicht mißbrauchen.

— Ja, das ist wahr; darum sind Eure Freunde auch stets bereit, Euch einen Gefallen zu thun.

— Ich war eben im Erzählen mit Eurer Frau und fragte sie, ob sich denn Germain endlich entschließt, wieder zu heirathen.

— Ihr seid keine Plaudertasche, antwortete Vater Moritz, vor Euch kann man schon Etwas erzählen ohne zu fürchten, daß Ihr's verdreht unter die Leute bringt. So mags denn meine Frau und auch Ihr wissen, daß Germain entschlossen ist. Er geht morgen nach Fourche.

— Ei was Du sagst! rief die Mutter Moritzen; der arme Junge! Gott gebe nur, daß er eine Frau findet, die eben so gut und brav ist, wie er!

— Wie, nach Fourche geht er? fragte Mutter Guilette. Wie sich das trifft! Das kommt mir gar sehr zu paß, und

da Ihr mich eben fragtet, Vater Moritz, ob ich irgend etwas wünschte, so will ich's Euch sagen, womit Ihr mir einen Gefallen thun könnt.

— Nur heraus damit, wir thun's gern.

— Ich möchte, daß Germain so gut wäre, meine Tochter mitzunehmen.

— Wohin denn? Nach Fourche?

— Nein, nach Fourche nicht, aber nach Ormeaux, wo sie bis Ende dieses Jahres bleiben soll.

— Wie, sagte die Mutter Moritzen, Ihr wollt Euch von Eurer Tochter trennen?

— Ja, sie muß doch einmal in Dienst gehn und etwas verdienen. Es wird mir schwer genug und ihr nicht minder, der armen Seele! Wir haben uns nicht entschließen können, uns schon zu Johannis zu trennen, aber jetzt rückt Martini heran und sie kriegt eine gute Stelle als Schäferin auf dem Pachtgut Ormeaux. Der Pächter kam jenen Tag vom Markt zurück hier durch und sah meine kleine Marie, die gerade ihre drei Schafe auf dem Gemeindeanger weiden ließ. „Da hast Du wenig zu thun, mein Kind, hat er zu ihr gesagt, denn drei Schafe für eine Schäferin, das ist ja

so gut wie gar nichts. Willst Du hundert hüten? Ich nehme Dich mit. Unsre Schäferin ist krank geworden und geht zu ihren Eltern zurück, und wenn Du zu uns kommen willst ehe acht Tage um sind, so sollst Du für die Zeit von jetzt bis Johannis fünfzig Franken haben.“ Sie hat es abgeschlagen, aber sie konnte sich doch nicht enthalten drüber nachzudenken und mir davon zu sagen als sie nach Hause kam und sah, daß ich traurig war und nicht wußte, wie wir den Winter überstehen sollen. Es wird ein langer und harter Winter sein, denn die Kraniche und die wilden Gänse sind dies Jahr einen guten Monat früher als gewöhnlich durch die Lüfte gezogen. Wir haben alle Beide geweint, uns zuletzt aber doch ein Herz gefaßt. Wir sahen ein, daß wir nicht zusammen bleiben können, weil auf unserm Fleckchen Land kaum genug für eine Person gewachsen ist; und dann hat Marie auch das Alter — sie ist bald sechzehn — und muß schon wie die Andern sich ihr Brot verdienen und ihrer armen Mutter helfen.

— Mutter Guillette, sagte der alte Bauersmann, wenn weiter Nichts nöthig wäre als fünfzig Franken um Euch Eurer Noth wegen zu trösten und es Euch zu ersparen, daß

Ihr Euer Kind von Euch thun müßt, wahrhaftig, ich wollte sie Euch schon auftreiben, obgleich fünfzig Franken für Leute wie wir schon keine Kleinigkeit mehr sind. Aber man muß in allen Dingen eben so sehr die Vernunft wie die Freundschaft zu Rathe ziehn. Wenn Euch diesen Winter aus der Noth geholfen wird, so ist darum noch nicht für's Künftige gesorgt, und je länger Eure Tochter es aufschiebt Etwas anzufangen, desto schwerer wird Euch Beiden die Trennung werden. Die kleine Marie wird groß und stark und bei Euch hat sie nicht genug zu thun. Sie könnte sich an's Faullenzen gewöhnen . . .

— O, was das anbelangt hab' ich keine Furcht! sagte Mutter Guilette. Marie ist eben so herzhaft wie nur irgend ein reiches Mädel sein kann, das große Arbeiten zu besorgen hat. Auch nicht einen Augenblick legt sie die Hände in den Schooß, und haben wir keine Arbeit, so wäscht und wischt sie unsre armen sieben Sachen bis sie blinkern und blänkern wie die Spiegel. Ach, sie ist ein Kind nicht mit Gold aufzuwiegen, und es wäre mir viel lieber gewesen sie wäre bei Euch Schäferin geworden, als daß sie so weit fort muß und zu Menschen, die ich gar nicht kenne. Ihr hättet sie zu

Johannis genommen, hätten wir uns entschließen können; jetzt aber habt Ihr alle Eure Leute vollzählig, und wir können nicht eher daran denken als zu Johannis über's Jahr.

— Drauf geh ich von Herzen gern ein, Mutter Guillette! Es soll mir eine Lust sein. Bis dahin aber thut sie wohl, wenn sie ihr Geschäft lernt und sich dran gewöhnt, fremden Leuten zu dienen.

— Ja, das ist klar, und die Sache ist auch schon in Richtigkeit. Der Pächter von Ormeaux hat heute Morgen wieder anfragen lassen, wir haben zugesagt, und so muß sie sich denn aufmachen. Aber das arme Kind weiß den Weg nicht, und ich möchte sie auch nicht gern allein so weit gehn lassen. Da Euer Schwiegersohn morgen nach Fourche geht, kann er sie ja wol mitnehmen. Ich glaube es liegt ganz dicht bei dem Gut, nach dem sie hin soll, so viel ich wenigstens gehört habe, denn selbst habe ich den Weg niemals gemacht.

— Ja ja, es liegt ganz nahe zusammen, und mein Schwiegersohn wird sie führen. Das ist man sich schuldig. Er kann sie sogar vor sich auf's Pferd nehmen, so beschont sie noch ihr Schuhwerk. Da kommt er eben zum Abendbrot

herein. Höre, Germain, der Mutter Guillette ihre kleine Marie geht als Schäferin nach Ormeaux. Du wirst sie mit auf Dein Pferd nehmen, nicht wahr?

— Gern, antwortete Germain, der zwar bekümmert war aber doch stets bereit, seinem Nächsten einen Dienst zu erweisen.

In unserer gebildeten Welt würde einer Mutter so etwas nicht in den Sinn kommen, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren einem Manne von achtundzwanzig anzuvertraun; denn älter war Germain in der That nicht und obgleich er nach den in seiner Gegend herrschenden Ansichten in Bezug auf den Heirathspunkt bereits für alt galt, war er doch noch der schönste Mann seines Dorfes. Ihn hatte die Arbeit nicht hohlwangig und welk gemacht wie die meisten Bauersleute, die ein Jahrzehend, das sie mit Pflügen zugebracht, auf dem Nacken haben. Er konnte gewiß noch zehn Jahre pflügen ohne alt auszusehn und das Altersvorurtheil hätte schon sehr stark einwirken müssen auf den Geist eines jungen Mädchens, um es übersehn zu lassen, wie frisch die Gesichtsfarbe, wie lebendig und blau gleich dem Himmel im Mai das Auge, wie rosig die Lippen, wie

herrlich die weißen Zähne Germains waren und wie sein ganzer Körper etwas Zierliches und Geschmeidiges hatte, ähnlich dem eines jungen Rosses, das noch frei auf der Weide herumspringt.

Allein in manchen Landgegenden, die entfernt sind von dem verderbten Treiben der großen Städte ist die Züchtigkeit der Sitten eine geheiligte Ueberlieferung. Und die Familie Moritz war unter allen Familien von Belair als rechtschaffen und wahrheitsliebend anerkannt; Germain ging auf die Freite; Marie war ein zu junges und zu armes Kind, als daß er in dieser Beziehung an sie hätte denken können; wofern er nicht ein „herzloser" und „schlechter" Mensch war, konnte er unmöglich einen bösen Gedanken in ihrer Nähe fassen. Vater Moritz war also nicht im Mindesten besorgt als er ihn das hübsche Mädchen hinter sich auf's Pferd nehmen sah und Mutter Guillette hätte es für eine Beleidigung gehalten, es ihm erst anzuempfehlen, daß er sie in Ehren halten solle wie eine Schwester. Weinend stieg Marie auf die Stute, nachdem sie wol zwanzig Mal ihre alte Mutter und ihre jungen Freundinnen umarmt hatte. Germain war selbst traurig und fühlte ihren Kummer desto

inniger mit. So ritten sie denn mit ernster Miene davon, während die Nachbarn der armen Marie ihr Lebewohl nachwinkten, ohne dem geringsten bösen Gedanken Raum zu geben.

Die Graue war jung, schön und kräftig. Ohne Anstrengung trug sie ihre zwiefache Last und trabte, die Ohren angekniffen und scharf in das Gebiß hineinkauend, stolz und feurig dahin. Als sie der langen Wiese vorbeikam, bemerkte sie ihre Mutter, welche die alte Graue hieß, wie sie die junge Graue genannt wurde, und wieherte ihr ein Lebewohl zu. Die alte Graue näherte sich der Hecke, mit den Hufbeschlägen aneinanderklappend, und versuchte auf dem Rande der Wiese neben ihrer Tochter herzugalopiren. Als sie diese aber tüchtig ausgreifen sah, wieherte sie zur Antwort, blieb, die Nüstern windend erhoben, nachdenklich und unruhig stehn und vergaß ganz, das Gras aufzufressen, von dem sie das Maul voll hatte.

— Das arme Thier kennt stets seine Nachkommenschaft! sagte Germain, um den Kummer der kleinen Marie zu zerstreuen. Dabei fällt mir ein, daß ich meinem Peterle gar keinen Abschiedskuß gegeben habe. Der böse Junge war nicht da. Gestern Abend sollte ich ihm vor aller Gewalt

versprechen ihn mitzunehmen, und wenigstens eine Stunde hat er in seinem Bette geweint. Noch heute Morgen hat er wieder Alles aufgeboten mich zu überreden. Wie geschickt er es anzustellen versteht, der kleine Schlaukopf! Als er aber sah, daß es nicht ging, da wurde das Herrchen böse und lief querfeldein, daß ich ihn heute noch nicht wiedergesehn habe.

— Ich hab' ihn gesehn, sagte die kleine Marie, indem sie sich Mühe gab ihre Thränen zurückzudrängen. Er lief mit Soulassen's Kindern nach dem Holz hin, und ich dachte mir wol, daß er schon lange von Hause fort sein müßte, denn er wär hungrig und aß wilde Zwetschen und Brombeeren. Ich gab ihm ein Srück von meinem Vesperbrot und er sagte: „Danke schön, mein liebes Mariechen, wenn Du wirst zu uns kommen, werd ich Dir auch Fladen geben." Ihr habt aber auch einen gar zu allerliebsten Jungen an ihm, Germain!

— Ja, allerliebst ist er! antwortete der junge Bauer, und ich weiß nicht, was ich Alles für ihn thun könnte! Wenn die Großmama nicht verständiger gewesen wäre als ich, ich hätt' es doch nicht lassen können, ihn mitzunehmen, als ich ihn so fürchterlich weinen sah, daß sein armes kleines Herzel davon ganz aufgeschwollen war.

— Aber warum hättet Ihr ihn auch nicht mitnehmen können, Germain? Er hätte Euch keine Ueberlast gemacht, auch ist er so verständig, wenn man ihm seinen Willen thut!

Er würde da, wo ich hin will, überflüssig gewesen sein, wie es scheint. Wenigstens meinte das der Vater Moritz ... Ich hätte freilich gemeint, man müßte im Gegentheil gerade zusehn, wie er würde aufgenommen werden, und für ein so hübsches Kind könne man nichts Anderes als die freundlichste Gesinnung hegen ... Aber bei uns zu Hause sagen sie, man müsse nicht damit anfangen, gleich zuerst die Lasten der neuen Wirthschaft zu zeigen ... Ich weiß aber nicht, wozu ich Dir das erzähle, Mariechen; Du verstehst davon doch wol Nichts?

— O doch, Germain, ich weiß, daß Ihr auf die Freite geht; meine Mama hat's mir gesagt, ich soll's aber Niemand wieder sagen, weder bei uns, noch da, wohin ich gehe, und Ihr könnt ganz ruhig sein: auch nicht ein Wort soll über meine Lippen kommen.

— Das ist gut, Kind, denn noch ist die Sache nicht abgemacht; vielleicht gefall' ich dem Frauenzimmer nicht, von dem die Rede ist.

— Nun, wir wollen doch hoffen, Germain. Warum solltet Ihr der nicht zusagen?

— Ja, wer kann das wissen? Ich habe drei Kinder und das ist eine große Last für eine Frau, die nicht ihre Mutter ist!

— Das ist wahr, aber Eure Kinder sind nicht wie andre Kinder.

— Glaubst Du?

— Sie sind schön wie die lieben Engelchen und so wohl erzogen daß man keine liebenswürdigeren zu sehn bekommt.

— Nun, der Sylvan macht Einem Scheererei genug.

— Der ist ja auch noch ganz klein! Er kann nicht anders sein, als unartig, aber er ist so gescheut.

— Ja gescheut ist er, das ist wahr, und dabei herzhaft, es ist merkwürdig! Weder vor den Kühen noch vor den Bullen hat er Angst, und wenn man's zuließe, würde er schon mit seinem älteren Bruder auf die Pferde klettern.

— Ich an Eurer Stelle hätte den Aeltesten mitgenommen. Gewiß, sie hätte Euch gleich liebgehabt, wenn sie gesehn, daß Ihr ein so schönes Kind habt.

— Ja, wenn das Frauenzimmer die Kinder liebt! Aber wenn sie sie nun nicht mag?

— Giebt es denn auch Frauen, welche die Kinder nicht lieb haben?

— Nicht viele, denk' ich; aber am Ende giebt's doch welche, und das ist's eben was mich quält.

— Ihr kennt sie also gar nicht, diese Frau?

— Eben so wenig wie Du und ich fürchte, wenn ich sie gesehn habe werde ich sie auch nicht besser kennen. Ich für meine Person bin nicht mißtrauisch. Wenn mir Jemand gute Worte sagt, so glaub' ich ihm: aber schon mehr als einmal hab ich Ursach gehabt, es zu bereuen, denn Worte sind noch keine Thaten.

— Man sagt, es soll eine sehr brave Frau sein.

— Wer sagt das? Der Vater Moritz!

— Ja, Euer Schwiegervater.

— Das ist richtig aber er kennt sie eben so wenig.

— Nun, Ihr werdet sie ja bald zu sehn bekommen und recht aufmerksam auf sie sein. Wir wollen hoffen, daß Ihr Euch nicht täuscht, Germain.

Hör' mal, Mariechen, es wäre mir recht lieb, Du sprächest ein Weilchen mit vor in ihrem Hause, ehe Du gerades Weges nach Ormeaux gehst; Du bist ein kluges Mädel, das hast Du stets bewiesen, und Du giebst auf Alles Acht. Wenn Du etwas siehst, was Dir zu denken giebt, so kannst Du es mir in aller Stille sagen.

— Ach nein, Germain, das thu' ich nicht! Ich hätte zu sehr Angst, mich zu irren; und dann, wenn ein leichtsinnig hingesagtes Wort Euch die Lust benähme zu dieser Heirath, so würden Eure Schwiegerältern deshalb auf mich böse sein, und ich habe so schon Kummer genug, als daß ich meiner armen guten Mutter noch andern zuziehen soll.

Wie sie noch so plauderten spitzte die Graue plötzlich die Ohren und machte einen Seitensprung, kehrte aber dann zurück und näherte sich wieder dem Strauch an dem etwas lag, was sie anfangs erschreckt hatte, was sie aber jetzt anfing zu erkennen. Germain warf einen Blick auf den Strauch und sah im Graben unter den dichten noch mit frischem Grün bedeckten Zweigen des Eichenbusches etwas liegen, was er für ein Lamm hielt.

—Es ist ein verirrtes oder umgekommnes Schaf, sagte er, denn es rührt sich nicht. Vielleicht sucht Jemand danach; wir müssen's doch einmal besehn:

—Nein, es ist kein Thier, rief Marie, sondern ein schlafendes Kind. Es ist Euer Peterle.

—Da haben wirs! sagte Germain, indem er abstieg! Schläft mir der Unband da so weit vom Hause in einem Graben, wo ihn leicht eine Schlange hätte überfallen können!

—Dabei nahm er seinen Knaben auf den Arm. Der schlug die Augen auf, lächelte freudig, schlang die Aermchen um seinen Hals und sagte:

— Lieber Papa, Du wirst mich doch mitnehmen!

—Ja warum nicht gar! Immer wieder das alte Lied! Was treibst Du denn da für Zoten, Du unartiger Peter Du?

—Ich wollte warten bis mein lieber Papa vorbei käme, sagte der Knabe, und sah immer den Weg entlang und wie ich so sah und sah, bin ich zuletzt eingeschlafen.

— Und wenn ich vorbei geritten wäre ohne Dich zu sehn? Wärst Du die ganze Nacht draußen geblieben und hättest Dich vom Wolf auffressen lassen?

— O, ich wußte wol, daß Du mich sehn würdest! antwortete Peterle zuversichtlich.

— Gut. Aber jetzt, mein Peter, gieb mir einen Kuß zum Abschied und lauf schnell nach Hause zurück, sonst essen sie das Abendbrot auf und Du kriegst gar nichts.

— Du willst mich also nicht mitnehmen? schrie der Kleine und fing sich an die Augen zu reiben, um zu zeigen, daß es seine Absicht sei, loszuweinen.

— Du weißt aber doch, daß der Großpapa und die Großmama es nicht haben wollen! sagte Germain, der sich hinter dem Ansehn der Alten verschanzte, wie Einer, der sich auf sein eignes nicht allzusehr verläßt.

Allein der Knabe wollte gar nichts hören. Er fing aus Leibeskräften an zu weinen und sagte, wenn sein Vater die Marie mitnehme, könne er auch ihn mitnehmen. Man wandte ihm ein, es ginge mitten durch den großen Wald und der sei voll wilder böser Bestien, welche die kleinen Kinder fräßen; die Graue wolle nicht drei Personen tragen, sie habe es erklärt beim Wegreiten, und in der Gegend wo sie hin wollten, da gäbe es weder ein Bett noch was zu essen für solche Knirpse wie er.

Alle diese vortrefflichen Gründe konnten das Peterle nicht überzeugen. Es warf sich aufs Gras, wälzte sich drauf herum und schrie, der Papa habe ihn nicht lieb und wenn er ihn nicht mitnähme so werde er gar nicht nach Hause gehn, weder bei Tage noch bei Nacht.

Germain hatte ein Herz für seine Kinder das eben so zärtlich und schwach war, wie das einer Mutter. Der Tod seiner Frau, die dadurch für ihn herbeigeführte Nothwendigkeit, seine Kleinen allein zu pflegen, und auch der Gedanke, daß diese armen mutterlosen Kinder desto größerer Liebe von ihm bedürftig seien: dies Alles hatte dazu beigetragen, ihn so weichherzig zu machen, und jetzt kämpfte er mit sich selbst einen Kampf, der desto schwerer für ihn war, da er sich seiner Schwäche schämte und sich so sehr bemühte, seine Qual der kleinen Marie zu verbergen, daß ihm helle Tropfen auf die Stirn traten und seine Augen sich rötheten, weil ihm selbst das Weinen nahe war. Endlich versuchte er böse zu werden, aber als er sich dabei zu Marie umdrehte, als wollte er sie als Zeugen seiner Seelenstärke anrufen, sah er, daß dem guten Kinde ebenfalls die hellen Thränen über die Backen liefen. Bei diesem Anblick verließ ihn sein

ganzer Muth und es war ihm unmöglich, die seinigen länger zurückzuhalten, obgleich er noch immer grollte und drohte.

— Ihr seid aber auch gar zu hartherzig, sagte endlich Marie; ich für meinen Theil wäre nimmermehr im Stande so einem Kinde zu widerstehen, das einen so schweren Kummer hat. Ich denk' Ihr nehmt ihn mit Germain. Eure Stute ist es ja gewohnt zwei Erwachsene und ein Kind zu tragen; denn Euer Schwager und seine Frau, die doch viel, viel schwerer ist als ich, reiten ja auch Sonntags mit ihrem Knaben auf dem Rücken dieses guten Thieres zum Markttag in die Stadt. Nehmt ihn vor Euch auf's Pferd; zudem möcht' ich auch lieber ganz allein zu Fuß gehn wollen, als diesem Kleinem weh thun.

— Damit hat's keine Noth, antwortete Germain, der nichts sehnlicher wünschte, als sich überreden zu lassen. Die Graue ist stark, und könnte noch zwei mehr tragen, wenn sie nur Platz hätten auf ihrem Rückgrat. Aber was fangen wir unterweges mit dem Jungen an? Ihn wird frieren und hungern und wer wird ihn heute Abend und morgen zu Bett bringen, waschen und ankleiden? Das wag ich einer Frau nicht zuzumuthen, die ich noch gar nicht kenne, und

die gewiß meinen wird, daß ich gleich zu Anfange gar wenig Umstände mit ihr mache.

— Je nachdem sie freundlich oder unwirsch ist, Germain, das könnt Ihr mir glauben, werdet Ihr sie gleich durch und durch kennen. Wenn sie übrigens mit Euerm Peter nichts will zu thun haben, so übernehme ich's, für ihn zu sorgen. Ich will zu ihr kommen ihn anziehn und ihn morgen aufs Feld mitnehmen. Den ganzen Tag über will ich mit ihm spielen, und Sorge tragen, daß es ihm an Nichts fehlt.

— Er wird Dich langweilen, du arme Dirn, und Dir lästig sein; bedenk's nur, so ein ganzer Tag ist lang!

— O im Gegentheil, es wird mir Vergnügen machen. Er leistet mir Gesellschaft und ich werde den ersten Tag, den ich in einer fremden Gegend zubringe, minder traurig verleben. Ich werde mir einbilden, daß ich noch daheime bin.

Als der Knabe sah, daß Marie seine Partei nahm, klammerte er sich an ihren Rock und hielt so fest, daß man ihn nicht hätte losreißen können ohne ihm weh zu thun. Als er merkte, daß sein Vater nachgab, nahm er Mariens Hand in seine kleinen von der Sonne gebräunten Händchen

und küßte sie, indem er vor Freude hüpfte und sie mit der gewöhnlichen Ungeduld kindlicher Wünsche zum Pferde hinzog.

— Vorwärts denn! sagte das junge Mädchen indem es ihn umarmte und aufhob. Wir wollen schon sehn dies arme kleine Herzchen zu beruhigen, das ihm in der Brust hin und her zappelt, wie ein gefangnes Vöglein, und wenn's finster wird und Dich anfängt zu frieren, mein Peterle, so sag's mir nur, ich will Dich schon in meinen Mantel wickeln. Jetzt küsse Deinen lieben Vater und bitt' ihn ab, daß Du so unartig gewesen bist. Sag ihm, Du willst es nicht mehr thun, niemals mehr, verstehst Du? niemals!

— Ja, unter der Bedingung, daß ich ihm immer seinen Willen thue, nicht wahr? sagte Germain, indem er dem Kleinen mit dem Taschentuch die Augen trocknete. Du wirst mir das Bürschchen noch verwöhnen, Marie! Aber wahrhaftig, Du bist ein gar gutes Mädel, Marie, und ich weiß nicht, warum Du nicht lieber letzten Johannis bei uns Schäferin geworden bist. Du hättest meine Kinder in Acht

genommen; das wäre mir weit lieber gewesen, Dir dafür einen guten Lohn zu bezahlen, als eine Frau suchen zu gehn, die vielleicht glauben wird schon Wunder was gethan zu haben, wenn sie ihr nur nicht zuwider sind.

-- Man muß die Sachen nicht so von der schlimmen Seite ansehn, antwortete Marie indem sie die Zügel des Pferdes hielt, während Germain seinen Sohn auf das Vordertheil des breiten, mit Ziegenleder ausgeschlagenen Sattelpamses setzte; wenn Eure Frau die Kinder nicht lieb hat, so nehmt Ihr mich künftiges Jahr in Dienst; dann könnt Ihr ganz ruhig sein, denn ich will ihnen schon so schön die Zeit vertreiben, daß sie nichts merken sollen.

4.

Unter den Eichen.

— Was werden sie aber zu Hause sagen, meinte Germain nachdem sie einige Schritte geritten, wenn der Kleine nicht wiederkommt? Die Aeltern werden in Angst gerathen und ihn überall suchen gehn.

— Dort arbeitet ja der Chausseewärter auf der Straße, dem könnt Ihr's sagen, daß ihr das Peterle mitnehmt und ihn bitten es bei Euch zu Hause zu bestellen.

— Das ist wahr, Marie! Du denkst an Alles! Ich glaubte nicht daß Jeannie noch da wäre.

— Dazu wohnt er noch ganz in Eurer Nähe und wird die Bestellung gewiß gern ausrichten.

Als diese Angelegenheit besorgt war setzte Germain die Stute wieder in Trab. Peterle war so vergnügt, daß es ihm anfangs gar nicht einfiel, daß er heute noch kein Mittagbrod gegessen. Als sie aber eine Stunde Weges geritten waren und die Bewegung des Pferdes ihm den Magen hohlgeschüttelt hatte, fing er an zu gähnen, wurde bleich und gestand, daß er großen Hunger hätte.

— Da haben wir's! sagte Germain. Nun geht's los. Das wußt ich wol, daß wir nicht weit reiten würden, ohne das Herrchen über Hunger und Durst klagen zu hören.

— Ja, Durst hab ich auch! meinte Peter.

— So werden wir wol einkehren müssen bei der Mutter Rebec in Corlay in ihre Schenke zur aufgehenden Sonne!

Das Schild ist schön, aber das Wirthshaus armselig genug. Du mußt auch einen Schluck Wein zu Dir nehmen, Marie.

— Ach nein, ich brauche nichts, sagte sie, ich will das Pferd halten während Ihr mit dem Kleinen hineingeht.

— Aber, Du gutes Mädel, Du hast ja heute Morgen meinem Peter von Deinem Frühstück gegeben und bist noch nüchtern; und bei uns zu Hause wolltest Du nicht essen; da thatest Du nichts, als weinen.

— Ach ich hatte gar keinen Hunger, denn das Herz that mir zu weh, und ich kanns Euch versichern, ich verspüre noch jetzt nicht die mindeste Eßlust.

— So mußt Du Dir Gewalt anthun, sonst wirst Du krank, Du armes Ding. Wir haben eine tüchtige Strecke vor uns und dürfen dort nicht wie die Ausgehungerten ankommen, die erst Brot fordern, ehe sie guten Tag sagen. Ich will Dir mit gutem Beispiel vorangehn, obgleich ich keinen großen Appetit habe; aber es wird schon gehn, denn ich habe eigentlich auch nichts gegessen. Ich sah Euch weinen, Dich und Deine Mutter, und das ging mir nahe! Ich will die Graue vor der Thüre anbinden; steig nur ab, ich will es.

Sie sprachen alle drei bei der Mutter Rebec ein, und in weniger als einer Viertelstunde gelang es der dicken hinkenden Wirthin einen appetitlichen Eierkuchen, Brot und einen Krug Landwein aufzutragen.

Landleute essen langsam und der kleine Peter hatte einen so großen Appetit, daß eine gute Stunde verging, ehe Germain daran denken konnte, wieder aufzubrechen. Die kleine Marie hatte anfangs aus Gefälligkeit mitgegessen; allmälig aber hatte sich auch bei Ihr der Hunger eingestellt, denn wenn man sechzehn Jahre alt ist kann man nicht lange fasten, und die Landluft verlangt ihr Recht. Die freundlichen Worte, die Germain ihr zu sagen wußte, um sie zu trösten und ihr Muth zuzusprechen, hatten auch ihre Wirkung; sie nahm sich zusammen, überredete sich, daß sieben Monate bald vorüber sein würden und dachte an das Glück, nachher wieder in ihrer Familie und in ihrem Dorfe zu sein, da sowol der Vater Moritz als auch Germain ihr versprochen hatten, sie in Dienst zu nehmen. Schon fing sie an munter zu werden und mit dem kleinen Peter zu plaudern; da hatte Germain den unglücklichen Einfall ihr durch das Fenster des Wirthshauses die schöne Aussicht auf das Thal zu zeigen,

das man von dieser Höhe ganz übersieht, und das so lachend so grün und fruchtbar aussieht. Marie sah hin und fragte, ob man auch die Häuser von Belair sehn könne.

— Freilich, sagte Germain, auch den Meyerhof und selbst Dein Haus. Sieh nur dort das kleine graue Pünktchen nicht weit von Godards großem Pappelbaum, etwas tiefer als der Kirchthurm.

— Ach ja, ich seh es! sagte die Kleine.

Und dabei fing sie wieder an zu weinen.

— Es ist unrecht von mir, sagte Germain, daß ich Dich auf die Gedanken bringe; ich mache heute weiter nichts als Dummheiten! Aber jetzt laß uns aufbrechen und weiter reiten, Marie; die Tage sind kurz, und in einer Stunde, wenn der Mond aufgeht, wird es eben nicht warm sein.

Sie brachen auf und ritten über die große Haide. Germain wollte das Mädchen und seinen Knaben nicht durch einen zu scharfen Trab anstrengen und ließ daher die Graue nicht besonders schnell ausgreifen. So war denn die Sonne schon untergegangen, als sie die Straße verließen um den Weg durch den Wald einzuschlagen.

Germain kannte den Weg bis Magnier; er glaubte es aber näher zu haben, wenn er, statt die Straße von Chanteloube einzuschlagen, über Presles und la Sepulture ginge. Diesen Weg aber pflegte er sonst nicht zu wählen, wenn er auf den Markt ging. Er verfehlte die Richtung und verlor so wieder etwas Zeit, ehe er den Wald erreichte; in diesen aber ritt er an einer falschen Stelle hinein, ohne es zu bemerken. So kam es, daß er dem Ort Fourche fast den Rücken zukehrte, und viel weiter nach oben zu auf Ardentes losritt.

Mit dem Einbruch der Dunkelheit erhob sich ein Nebel, der ihn hinderte, sich zurecht zu finden, einer jener herbstlichen Abendnebel, die durch das weiße Mondlicht noch unbestimmter und trügerischer werden. Aus den großen Lachen, mit denen die Lichtungen bedeckt sind, erhoben sich die Dünste so dicht, daß man sie gar nicht sah und sie beim Durchreiten nur am Geplatsch des Wassers und an der Schwierigkeit bemerkte, mit der die Graue ihre Hufe aus dem schlammigen Grunde zog.

Als man endlich einen geraden, mit Bäumen besetzten Weg erreichte und Germain, am Ende desselben angelangt,

zu ermitteln suchte, wo sie wären, ward er inne, daß er sich verirrt habe; denn der Vater Moritz hatte, als er ihm den Weg beschrieben, gesagt, wenn er aus dem Wald heraus käme, ginge es einen ziemlich jähen Abhang hinunter; dann käme er über eine große Wiese und müßte zwei Mal durch das Flüßchen reiten. Dabei hatte er ihm sogar empfohlen, vorsichtig zu sein, weil der Herbst mit starken Regengüssen begonnen habe und das Wasser leicht etwas hoch sein könne. Germain sah weder Abhang noch Wiese noch Fluß, vielmehr dehnte sich die Flur ununterbrochen vor ihm aus, so weiß wie eine Schneedecke. Er hielt daher an, suchte nach einem Hause und wartete, ob vielleicht Jemand des Weges käme; aber er fand Niemand, der ihm hätte Auskunft geben können. Er kehrte um und ritt wieder in den Wald hinein. Allein der Nebel wurde noch dichter, der Mond war fast ganz umschleiert; der Weg war spottschlecht, die Kothlöcher sehr tief. Zweimal wäre die Graue bei einem Haar gestürzt, und so wurde sie, dazu noch schwer beladen, zuletzt muthlos. Zwar nahm sie sich in Acht, die Bäume zu streifen, konnte aber nicht hindern, daß den Reitenden mehrmals große Aeste in die Quere kamen, die

ihre Köpfe gefährdeten. Durch einen dieser Aeste verlor Germain seinen Hut und hatte große Mühe, ihn wiederzufinden. Peter war eingeschlafen und ließ sich tragen wie ein Sack, was aber die Arme seines Vaters dermaßen behinderte, daß dieser das Pferd weder halten, noch lenken konnte.

— Ich glaube wir sind behert, sagte Germain, indem er Halt machte; dieser Wald ist doch nicht so groß, daß man sich in ihm verirren könnte, wenn man nicht betrunken ist, und doch krengeln wir uns wenigsten schon zwei Stunden drin herum, ohne herauszukommen. Die Graue hat nur einen Gedanken im Kopf: sie will vor aller Gewalt nach Hause, und sie ist's eben, die mich ganz irre macht. Wenn wir nach Hause wollten, brauchten wir nur ihr ihren Willen zu lassen. Aber wo wir vielleicht nur ein Paar Schritte von unserm Nachtquartier sind, müßten wir doch närrisch sein, um es aufzugeben und einen so langen Weg noch einmal zu machen. Aber ich weiß jetzt wirklich nicht mehr, was ich thun soll. Ich sehe weder Himmel noch Erde, und ich fürchte, der Kleine bekommt das Fieber, wenn wir in diesem verdammten Nebel bleiben, oder wir drücken ihn todt, wenn das Pferd vorne über stürzt, und wir ihm auf den Leib fallen.

— Wir wollen nicht länger darauf bestehn, es mit Gewalt durchzusetzen, sagte Marie. Laßt uns absteigen, Germain; gebt mir das Kind, ich will es ganz schön tragen, und werde besser, als Ihr, dafür sorgen können, daß der Mantel nicht herunterfällt und es unbedeckt läßt. Ihr führt das Pferd am Zaum und wir können vielleicht besser sehn, wenn wir dem Boden näher sind.

Dies Mittel hatte aber nur den Erfolg, daß es sie vor einem Sturz mit dem Pferde bewahrte; denn der Nebel zog sich dicht an der feuchten Erde hin, an welcher er zu haften schien. Das Gehn war sehr anstrengend, und bald waren sie so erschöpft, daß sie Halt machten, als sie endlich eine trockene Stelle unter einigen großen Eichen fanden.

Marie war ganz durchnäßt, aber sie beklagte und beunruhigte sich über nichts. Ganz und gar nur mit dem Knaben beschäftigt, setzte sie sich auf den Sand und nahm ihn auf den Schooß, während Germain den Zaum der Grauen über einen Ast hängte und dann die Umgebung auskundschaftete.

Allein die Graue war diese ganze Reise überaus langweilig. Mit einem Satz machte sie die Zügel los, sprengte

die Gurten, schlug mehrmals hinten aus und trabte mitten durchs Dickicht von dannen, wodurch sie klar bewies, daß sie Niemand brauche, um sich den Weg nach Hause zeigen zu lassen.

— Das fehlte noch, sagte Germain, nachdem er sich vergeblich bemüht, sie wieder einzufangen; jetzt sind wir zu Fuße, und es hälfe uns jetzt nichts, wenn wir auch wirklich den rechten Weg fänden, denn wir müßten zu Fuß über den Fluß, und nach dem vielen Wasser zu schließen, das auf den Straßen steht, können wir überzeugt sein, daß der Fluß höher steht, als die Wiese. Die andern Wege kennen wir nicht. Wir müssen also warten bis der Nebel sich zerstreut; länger als eine bis zwei Stunden kann es übrigens nicht dauern. Sobald wir sehen können, suchen wir das erste beste Haus, das uns am Rande des Waldes aufstößt, vorläufig aber können wir nicht von hier fort, denn vor uns liegt ein Graben, ein Teich, oder weiß Gott was sonst, und was hinter uns ist, weiß ich noch viel weniger; denn ich bin nicht mehr im Stande, zu sagen, von welcher Seite wir gekommen sind.

— So laßt uns in Geduld ausharren, Germain; sagte Marie. Wir befinden uns hier auf dieser kleinen

Erhöhung gar nicht so übel. Durch das dichte Laub der großen Eichen dringt der Regen nicht hindurch, und wir können uns ein Feuer anmachen, denn ich fühle hier alte, ganz losliegende Wurzeln, die trocken genug sind zum Brennen. Ihr habt doch Feuer, Germain? Ihr rauchtet ja eben noch Eure Pfeife.

— Ja, gehabt hab ich welches! Mein Stahl steckt in dem Beutel auf dem Sattel bei dem Wild, das ich dem Vater meiner Zukünftigen bringen wollte; aber die verdammte Stute hat Alles mitgenommen, selbst meinen Mantel, den sie verlieren oder an den Aesten zerreißen wird.

— Nicht doch, Germain, der Sattel, der Mantel, es liegt Alles auf der Erde, da dicht vor Euern Füßen. Die Graue hat den Sattelgurt gesprengt und Alles abgeworfen, als sie davon rannte.

— Bei Gott, es ist richtig! und könnten wir mit den Händen herumtastend etwas dürres Holz finden, so würden wir uns schon erwärmen und trocknen können.

— Das ist ja nichts Großes, sagte Marie; das dürre Reisig kracht überall unter den Füßen, wo man hintritt; aber reicht mir nur zuerst den Sattel her.

— Was willst Du damit?

— Dem Kleinen ein Lager zurecht machen; nicht so, umgekehrt; so fällt er nicht heraus, auch ist diese Seite noch ganz warm vom Rücken des Pferdes. Legt nur die Steine, die da liegen, zu beiden Seiten unter, daß er fest liegt.

— Ich sehe keine. Hast Du denn Katzenaugen?

— So, nun ist's fertig, Germain! Gebt mir Euern Mantel, seine Füßchen einzuwickeln; meinen leg' ich ihm über den Leib. Seht einmal, liegt er hier nicht eben so gut, wie in seinem Bett? fühlt nur, wie warm er ist!

— Wahrhaftig! Du verstehst Dich darauf, Kinder zu pflegen, Marie!

— Es ist ja auch keine Hexerei. Jetzt sucht Euern Stahl hervor, ich will das Holz zurecht legen.

— Dies Holz wird nicht Feuer fangen, es ist zu feucht.

— Ihr zweifelt an Allem, Germain! Besinnt Ihr Euch denn nicht mehr auf die Zeit, wo Ihr Hirt gewesen seid, und auf dem Felde mitten im Regen große Feuer angemacht habt?

— Ja, das verstehen die Kinder, welche das Vieh hüten; aber ich habe, sobald ich nur gehn konnte, geholfen die Ochsen treiben.

— Ja, darum habt Ihr auch mehr Kraft in den Armen als Geschicklichkeit in den Händen. Die Scheite liegen fertig, und Ihr sollt sehn ob sie nicht brennen! Gebt mir nur das Feuer und eine Handvoll dürres Gras. Gut, jetzt blast einmal hinein, denn die Lungenschwindsucht habt Ihr doch hoffentlich nicht?

— Daß ich nicht wüßte, sagte Germain, und blies in das Gras hinein wie ein Schmiedeblasbalg.

Alsbald leuchtete die Flamme auf und warf anfangs einen rothen Schein umher; dann erhob sie sich in blauen Zungen unter dem Laub der Eichen gegen den Nebel ankämpfend, und trocknete allmälig die Luft auf fünf Schritt in die Runde.

— Ich will mich jetzt zu dem Kleinen setzen, damit ihm keine Funken auf den Leib fliegen, sagte das junge Mädchen. Ihr, Germain, mögt Holz anlegen und das Feuer schüren. Hier werden wir weder Fieber noch Schnupfen bekommen, dafür steh ich Euch.

— Meiner Treu, Du bist ein gescheidtes Mädel und verstehst Feuer anzumachen wie eine kleine Nachthexe. Ich fühle mich wie neu belebt und fasse mir wieder ein Herz; denn die Beine waren mir naß bis an die Knie, und bei dem Gedanken, so bis Tagesanbruch auszuhalten, war mir verdammt schlecht zu Muthe.

— Und wenn Einem so schlecht zu Muthe ist, denkt man an gar Nichts; meinte Marie.

— Du bist also niemals übler Laune?

— Wo werd ich! Nie. Wozu wäre das auch gut.

— Freilich ist's zu Nichts gut, das ist richtig; aber wie stellt man's an, sich der übeln Laune zu erwehren, wenn's Einem schief geht? Und Dir, Du arme Kleine, ist es doch, Gott weiß, schlecht genug gegangen, denn Du bist doch wahrlich nicht immer glücklich gewesen.

— Ja, es ist wahr, wir haben Manches ausstehn müssen, meine arme Mutter und ich. Wir hatten Kummer, aber wir haben nie den Muth verloren.

— Ich würde auch nicht den Muth verlieren wo es auf irgend eine auch noch so schwere Arbeit ankäme; aber Noth

würde mir doch nahe gehn, denn es hat mir nie an etwas gefehlt. Meine Frau hatte mich reich gemacht, und ich bin es noch; ich werde es stets sein, so lang' ich auf dem Meyerhof arbeite. Und ich hoffe, das wird nicht aufhören . . . aber jeder muß sein Päckchen tragen! Ich hab' auf andre Art aushalten müssen.

— Ja, Ihr habt Eure Frau verloren, und das kann Einem wol tief ins Herz schneiden.

— Nicht wahr?

— Ach, Ihr könnt mir's glauben, Germain, ich habe so manches Mal um sie geweint! Sie war so gut! Aber reden wir nicht davon, denn ich würde sonst wieder weinen. Heut bin ich ganz dazu aufgelegt, daß alle meine Bekümmernisse zurückkehren, die ich irgend einmal gehabt.

— So viel ist richtig, daß sie Dich sehr lieb hatte, Mariechen! Auf Dich und Deine Mutter hielt sie immer große Stücke. Aber nicht doch, Kind, wer wird gleich weinen! Sieh, Kind, ich . . . ich kann's nicht ansehn . . . ich will nicht weinen . . .

— Ihr weint aber doch, Germain! Ja, Ihr weint auch! Warum sollte sich ein Mann aber auch schämen, um seine

Frau zu weinen? Thut Euch nur vor mir keine Gewalt an; den Kummer versteh' ich wohl mit Euch zu theilen!

— Du hast ein gutes Herz, Marie, und es thut mir wohl mit Dir zu weinen. Aber strecke doch Deine Füße etwas näher ans Feuer, Deine Röcke sind ja auch durch und durch naß geworden, Du armes Ding. Wart, ich will mich zu dem Kleinen setzen, daß Du Dich etwas besser wärmen kannst.

— O, mir ist warm genug, und wenn Ihr Euch setzen wollt, so nehmt nur einen Zipfel vom Mantel, mir ist ganz gut.

— Es ist hier aber auch wirklich gar nicht so übel, sagte Germain, indem er sich dicht neben sie setzte. Nur fängt mir der Hunger an ein Bischen zuzusetzen. Es muß wenigstens neun sein, und das Gehen auf den verdammten Wegen war so mühsam, daß es mich ganz kaput gemacht hat. Hungert Dich nicht auch, Marie?

— Mich? Nicht im Geringsten. Ich bin's nicht gewohnt, wie Ihr, vier Mahlzeiten des Tages zu halten, und bin schon oft ohne Abendbrot schlafen gegangen, so daß ein Mal mehr mir nichts anhaben kann.

— Ei der Tausend, eine Frau wie Du, das muß bequem sein und billig! sagte Germain lachend.

— Ich bin ja keine Frau, antwortete Marie voll Unbefangenheit, ohne die Wendung zu merken, welche die Gedanken des jungen Bauern nahmen. Ihr träumt wol?

— Ja, ich glaube selbst, daß ich träume, antwortete Germain; vielleicht ist's der Hunger, der mich irre reden macht!

— Was seid Ihr aber auf das liebe Essen erpicht! erwiderte sie, allmälig auch etwas heitrer werdend; wenn Ihr aber denn durchaus keine fünf oder sechs Stunden leben könnt ohne zu essen: habt Ihr nicht Wildpret im Sack und Feuer es zu braten?

— Alle Wetter, das ist wahr! Ein herrlicher Einfall! ... Aber das Geschenk, was ich meinem künftigen Schwiegervater bringen soll?

— Ihr habt sechs Rebhühner und einen Hasen; hoffentlich werdet Ihr doch nicht das Alles brauchen um satt zu werden?

— Aber wie sollen wir's hier ohne Spieß und Gestell braten? Es wird ja zu reinen Kohlen verbrennen?

— Nicht doch, sagte Marie, ich will's Euch schon braten unter der Asche, ohne daß es nach Rauch schmeckt. Habt Ihr denn niemals auf dem Felde Lerchen gefangen und sie zwischen zwei Steinen gebraten? Ja so, ich vergesse ganz, daß Ihr nicht Hirt gewesen seid. Na, rupft mir mal das Rebhuhn ab. Nicht so derb, Ihr reißt ja die Haut mit!

— Du könntest das andre rupfen und mir zeigen wie ich's machen soll.

— Ihr wollt also zwei essen? Ihr seid ja ein wahrer Währwolf. . . . Nun, gerupft wären sie, jetzt will ich sie braten.

— Du gäbest eine perfekte Marketenderin ab, Marie! Schade nur, daß Du kein Flaschenfutter mit hast und ich Wasser aus dem Teich da trinken muß.

— Ihr möchtet Wein haben, nicht wahr? Ihr befehlt vielleicht auch Kaffee? Ihr glaubt wol, wir sitzen hier in der Schenke auf dem Jahrmarkt? Ruft nur dem Wirth zu: Heda, Herr, einen Feinen für den richtigen Pflüger von Belair!

— Warte nur, Du kleine Schelmin! Du willst Dich noch lustig machen über mich? Möchtest Du etwa nicht Wein trinken wollen, wenn Du welchen hättest?

— Ich? ich habe heute Abend mit Euch bei der Mutter Rebec zum zweiten Mal in meinem Leben Wein getrunken. Wenn Ihr aber hübsch artig seid, so will ich Euch eine Flasche geben, die noch so gut wie voll ist, und noch dazu guten.

— Was? Wie willst Du das anfangen? Du bist wahrhaftig eine kleine Hexe!

— Wart Ihr nicht so leichtsinnig bei der Mutter Rebec zwei Flaschen Wein zu bestellen? Eine habt Ihr mit dem Kleinen ausgetrunken, von der andern, die Ihr vor mir hinstelltet, hab' ich kaum ein Paar Tropfen über die Lippen genommen. Aber Ihr habt sie doch alle beide bezahlt, ohne sie zu sehn.

— Nun, und . . . .?

— Nun, die nicht ausgetrunkene steckte ich in meinen Korb, denn ich dachte, Ihr oder Euer Kleiner könntet unterweges Durst bekommen, und da ist sie.

— Du bist das gescheidteste Mädel, das mir jemals vorgekommen ist! Das arme Ding, es weinte noch wie wir aus der Schenke fortgingen, aber das hat sie doch nicht verhindert, an Andre mehr zu denken, als an sich selbst! Höre,

Mariechen, der Mann, der Dich zur Frau nimmt, ist kein Dummerjan!

— Das will ich hoffen! einen Dummerjan würd' ich nimmermehr lieb haben. Aber jetzt eßt Eure Rebhühner; sie sind gerade gut; statt des Brotes müßt Ihr Euch aber mit Kastanien begnügen.

— Wo Teufel hast Du denn die Kastanien her?

— Ja, das ist wol ein großes Wunder, nicht wahr? Den ganzen Weg über hab' ich sie im Vorbeireiten von den Zweigen gepflückt und mir die Taschen voll gesteckt.

— Und sie sind auch schon gar?

— Nun, wo meint Ihr denn, daß ich meine Gedanken hätte haben sollen, wenn ich sie nicht gleich, nachdem das Feuer angemacht war, hineingelegt hätte? Beim Hüten auf dem freien Felde thut man das ja alle Tage.

— So laß uns denn zusammen Abendbrot halten, liebes Mariechen. Ich will auf Deine Gesundheit trinken und Dir einen guten Mann wünschen . . . so Einen, wie Du ihn Dir selbst wünschen wirst. Aber das sollst Du mir ein bischen auseinandersetzen.

— Das wird mir sauer werden, Germain, denn ich habe noch gar nicht daran gedacht.

— Wie, gar nicht? noch nie? sagte Germain und begann dabei mit einem wahren Bauernappetit einzuhauen. Die besten Stücken schnitt er aber für seine Reisegefährtin ab und bot sie ihr an; doch diese wollte sie durchaus nicht nehmen und begnügte sich mit einigen Kastanien. Sage mir doch, Mariechen, fuhr er fort, da er sah, daß sie keine Anstalt machte, ihm zu antworten, hast Du noch nicht ans Heirathen gedacht? Das Alter dazu hast Du doch schon.

— Kann sein, sagte sie, aber ich bin zu arm. Um eine eigne Wirthschaft anzufangen braucht man wenigstens hundert Thaler, und um die zu verdienen muß ich meine fünf bis sechs Jahre arbeiten.

— Du armes Ding Du! Ich wollte, Vater Moritz gäbe mir hundert Thaler, daß ich sie Dir schenken könnte.

— O dafür dank ich schön, Germain! Was würden dann die Leute von mir sagen?

— Nun was sollen sie denn sagen? Sie wissen doch, daß ich zu alt bin und Dich nicht heirathen kann. Sie würden doch nicht glauben, daß ich . . . . daß Du . . .

— Seht, Germain, Euer Kleiner wacht auf! sagte Marie.

Peter hatte sich erhoben und sah sich mit höchst nachdenklicher Miene um.

— Ja so macht er's immer, wenn er essen hört! sagte Germain. Kanonen könnte man abfeuern, und er würde nicht erwachen, aber man braucht nur in seiner Nähe die Kinnbacken zu rühren, so hat er gleich die Augen offen.

— Als Ihr so alt wart, wie er, meinte Marie mit neckischen Lächeln, habt Ihr's gewiß ganz eben so gemacht. Du siehst wol die Gardinen von Deinem Himmelbettchen, Peterle? Diese Nacht sind sie von Waldesgrün gewebt, mein Kind; aber trotzdem hält Dein Vater Abendbrot. Willst Du mitessen? Ich habe Deinen Theil nicht aufgegessen; ich dachte mir wol, daß Du ihn verlangen würdest.

— Marie, Du sollst und mußt essen, ich will es! rief Germain; ich esse nicht mehr. Ein Vielfraß, ein grober Tölpel bin ich; Du entziehst es Dir um unsertwillen, und ich schäme mich. Es benimmt mir meinen ganzen Hunger; wenn Du nicht was zu Dir nimmst soll auch der Junge nichts essen.

— Laßt uns in Ruhe, antwortete Marie; Ihr habt nicht den Schlüssel zu meinem Magen. Der meinige ist für heute verschlossen, aber der Eures Peter steht offen wie der Magen eines jungen Wolfs. Seht nur, wie er sich dabei gebärdet! O, der wird auch ein derber Bauersmann werden!

In der That bewies Peter gar bald, wessen Vaters Sohn er sei. Er war kaum aufgewacht und begriff noch gar nicht wo er war, noch wie er hierher gekommen, begann aber ganz gehörig zu schlingen. Als er seinen Hunger gestillt, war er sehr aufgeweckt, wie es bei Kindern zu sein pflegt, wenn sie einmal aus dem gewöhnlichen Gleis kommen, und bewies mehr Neugier, Ueberlegung und Mutterwitz als gewöhnlich. Er ließ sich erklären, wo er wäre, und als er hörte, sie seien mitten im Walde, hatte er etwas Furcht.

— Giebts hier reißende Thiere in diesem Wald? fragte er seinen Vater.

— Nein, antwortete der Vater, hier giebt's keine, habe keine Angst.

— Dann hast Du die Unwahrheit gesprochen, denn Du hast gesagt, die Wölfe würden mich auffressen, wenn ich mit Dir in den großen Wald ginge.

— Da seht mir Einer den kleinen Wortklauber! sagte Germain, der ein wenig in Verlegenheit gerieth.

— Er hat Recht, entgegnete Marie. Ihr habt es zu ihm gesagt; er hat ein gutes Gedächtniß und besinnt sich darauf. Du mußt aber wissen, Peterle, daß Dein Vater niemals die Unwahrheit spricht. Durch den großen Wald sind wir gekommen während Du schliefst, und jetzt sind wir im kleinen Wald, wo es keine reißenden Thiere giebt.

— Ist der kleine Wald weit vom großen Wald?

— Ja, ziemlich weit; auch gehn die Wölfe aus dem großen Wald nicht heraus. Wenn aber einer herkäme würd' ihn Dein Vater todtschlagen.

— Und Du auch, Mariechen?

— Ja, wir auch, denn Du würdest uns doch helfen, Peter, nicht wahr? Du hast keine Furcht, hab' ich nicht Recht? Du würdest ganz gehörig dreinschlagen!

— Ja wohl, sagte der Knabe stolzgemacht, indem er eine verwegne Stellung annahm, wir würden sie todtschlagen.

— Wie Du mit Kindern zu reden und sie zur Vernunft zu bringen verstehst, Marie! sagte Germain; das

macht Dir Niemand nach! Es ist freilich nicht lange her, da warst Du selbst noch ein Kind, und Du besinnst Dich auf das, was Deine Mutter zu Dir sagte. Ich glaube, je jünger man ist, desto besser versteht man mit der Jugend umzugehn. Drum bin ich recht in Furcht, daß ein Frauenzimmer von dreißig Jahren, das noch gar nicht weiß, was es heißt, Mutter zu sein, es schwer lernen wird, mit kleinen Würmchen zu schwatzen und vernünftig zu reden.

— Warum denn nicht, Germain? Ich weiß nicht, Ihr habt eine schlechte Vorstellung was die Frauenzimmer anlangt; aber Ihr werdet davon zurückkommen!

— Ach was, hole der Teufel das ganze Frauenzimmer. Ich wünschte, ich wäre wieder zurück von ihr um nie wieder zu kommen. Was soll ich mit einer Frau, die ich gar nicht kenne?

— Lieber Papa, sagte der Knabe, warum sprichst Du heut immer von Deiner Frau? Weil sie gestorben ist? . . .

— Ach, Du hast sie also nicht vergessen Deine arme liebe Mutter!

— Ach nein; ich sah wie sie in einen schönen Kasten von weißem Holz gelegt wurde, und die Großmama führte

mich zu ihr hin und sagte, ich sollte sie küssen und von ihr Abschied nehmen. Sie war ganz weiß und ganz kalt, und alle Abend läßt mich die Tante zum lieben Gott beten, daß er sie zu sich nimmt in seinen Himmel, damit sie sich wieder aufwärmen kann. Was meinst Du, ist sie jetzt drin?

— Ich hoff' es, mein Kind; aber beten mußt Du immerfort, daran sieht Deine Mutter, daß Du sie lieb hast.

— So will ich mein Gebet sagen, antwortete der Knabe, denn ich hab es heute Abend ganz vergessen. Aber allein kann ich's nicht, ich lasse sonst immer etwas aus. Mariechen muß mir helfen.

— Ja mein Peterle, das will ich thun. Komm her zu mir und kniee nieder.

Der Knabe knieete auf dem Rock des jungen Mädchens, faltete die Händchen und fing an sein Gebet zu sprechen. Anfangs that er es mit Aufmerksamkeit und Inbrunst, denn den Anfang wußte er sehr gut auswendig, dann aber langsamer und zögernd; zuletzt sprach er Wort für Wort nach, wie Marie es ihm vorsagte, denn er war an die Stelle gekommen, bei der ihn jeden Abend der Schlaf beschlich, so daß er es nie hatte bis zu Ende lernen können. Auch dies-

mal übten die Anstrengung der Aufmerksamkeit und die Eintönigkeit seiner eignen Worte die gewöhnliche Wirkung aus. Die letzten Sylben brachte er nur mühsam heraus, nachdem er sie sich wol dreimal hatte wiederholen lassen; sein Köpfchen wurde schwer und neigte sich auf die Brust Mariens, die Hände ließen sich erschlaffend los und sanken ihm geöffnet auf die Kniee. Beleuchtet vom Schein des Feuers sah Germain seinen kleinen Engel eingeschlummert ruhn am Herzen der jungen Maid, die ihn in ihren Armen hielt, ihres Mundes warmen, reinen Odem durch seine blonden Locken hauchte und in frommes Träumen versunken im Geiste betete für die Seele seiner hingeschiedenen Katharine.

Germain fühlte sich tief gerührt und sann, was er wol Marien sagen könnte um ihr seine Achtung und Erkenntlichkeit auszusprechen; aber er fand nichts, was seinen Gedanken hätte ausdrücken können. So trat er denn an sie heran um sein Kind zu küssen, das sie noch immer an ihren Busen drückte, und seine Lippen wollten sich gar nicht trennen von der Stirn seines Knaben.

— Ihr küßt ihn gar zu sehr, sagte Marie und wehrte ihn ab, sein Haupt sanft zurückdrängend; Ihr weckt ihn sonst auf.

Laßt mich, ich will ihn wieder auf sein Lager legen, denn er wiegt sich ja wieder auf Paradiesesträumen.

Der Knabe ließ sich hinlegen; als er sich aber auf dem Ziegenfell des Sattels ausstreckte, fragte er, ob er auf der Grauen säße. Dann schlug er seine großen blauen Augen auf, richtete sie wol eine Minute lang unverwandt auf die grünen Zweige und schien wachend zu träumen oder von einem Gedanken ergriffen zu sein, der sich vielleicht im Lauf des Tages bei ihm eingeschlichen und jetzt beim Herannahen des Schlafes seinen Ausdruck fand.

— Lieb' Väterchen, sagte er, wenn Du mir eine andre Mutter geben willst so mußt Du Mariechen nehmen.

Ohne eine Antwort abzuwarten schloß er die Augen und war eingeschlafen.

Marie schien weiter nicht Acht zu geben auf die seltsamen Worte des Knaben sondern sie nur als eine Aeußerung seiner Zuneigung zu nehmen. Sie wickelte ihn sorgfältig ein, schürte das Feuer an und gab, da der auf dem benachbarten Teich ruhende Nebel sich durchaus nicht schien aufklären zu wollen, Germain den Rath, sichs neben dem Feuer bequem zu machen und ein Schläfchen zu thun.

— Ich sehe, sagte sie, der Schlaf streut auch Euch seinen Sand in die Augen, denn Ihr redet kein Wort mehr und schaut hinein in die Kohlengluth, ganz wie es der Kleine eben that. So legt Euch hin und schlaft, ich will schon auf das Kind und aufs Feuer aufpassen.

— Nein, Du sollst schlafen, erwiderte der junge Bauer, und ich will Euch beide bewachen; denn noch niemals hab ich zum Schlafen weniger Lust gehabt; mir gehn hundert Gedanken durch den Kopf.

— Hundert, das ist viel! sagte das Mädchen nicht ohne neckische Absicht; wie viele Leute giebt es, die sich glücklich schätzen würden einen Gedanken im Kopf zu haben!

— Nun, wenn ich nicht fähig bin, hundert drin zu haben, so hab ich wenigstens einen, der mich seit einer Stunde gar nicht mehr losläßt.

— Den will ich Euch sagen und auch den, welchen ihr vorhin hattet.

— Gut, sag' ihn, Marie, wenn Du ihn erräthst; sprich Du selbst ihn aus, ich würde mich darüber freuen.

— Vor einer Stunde, versetzte sie, dachtet Ihr ans Essen . . . und jetzt denkt Ihr ans Schlafen.

— Marie, ich bin freilich nur ein Ochsentreiber, aber wahrhaftig, Du hältst mich selbst für einen Ochsen. Du bist ein boshaftes Mädel und ich sehe wol, daß Du nicht mit mir plaudern willst. So schlafe denn, das wird besser sein, als einen Mann zu bekritteln, dem gar nicht so lustig ums Herze ist.

— Wenn Ihr plaudern wollt, ich bin bereit, antwortete sie, indem sie sich neben dem Knaben halb niederlegte und ihren Kopf an den Sattel lehnte. Ihr habt's drauf abgesehen Euch zu quälen, Germain, und darin beweist Ihr eben keinen großen Muth für einen Mann. Was könnte ich erst sagen, wenn ich mich nicht nach besten Kräften wehrte gegen meinen eignen Schmerz?

— Ja, ganz gewiß, und das gerade ist es, was mich beschäftigt, Du armes Kind! Du wirst fern leben von Deinen Aeltern und in einer häßlichen Gegend voller Haiden und Sümpfe, wo Du Dir leicht ein Herbstfieber holen kannst und wo die Schaafe schlecht gedeihn, was einer tüchtigen Schäferin allemal sehr verdrießlich ist. Dazu wirst Du unter lauter Fremden leben, die vielleicht nicht einmal gut sind gegen Dich und Deinen Werth nicht zu schätzen wissen.

Sieh, das macht mir mehr Schmerz und Kummer als ich Dir sagen kann und ich hätte große Lust Dich lieber zu Deiner Mutter zurückzunehmen statt nach Fourche zu gehn.

— Was Ihr da sagt, mein armer Germain, kommt Alles aus sehr gutem Herzen, ist aber nicht verständig; man muß für seine Freunde nicht feig sein und statt der schlechten solltet Ihr mir lieber die gute Seite von meinem Schicksal zeigen, wie Ihr's auch gethan habt, als wir bei der Mutter Rebec eingekehrt waren.

— Ja sieh, damals kam es mir so vor, aber jetzt sah' ichs mit ganz andern Augen an. Es wäre besser, wenn Du einen Mann fändest!

— Das geht nicht, Germain, ich hab es Euch ja gesagt, und da es nicht geht, denk' ich auch gar nicht daran.

— Wenn es sich aber am Ende doch noch machte? Wenn Du mir sagen wolltest, was für Einen Du Dir ungefähr wünschen möchtest, wer weiß, ob ich mir nicht vielleicht einen ausdächte.

— Sich einen ausdenken und ihn finden ist zweierlei. Ich denke mir nichts aus, weil es doch zu nichts hilft.

— Du denkst nicht daran, einen Reichen zu bekommen?

— Nein, gewiß nicht, weil ich arm bin wie Hiob.

— Wenn es ihm aber gut ginge, unangenehm würde es Dir doch nicht sein, gut zu wohnen, gut zu essen, Dich gut zu kleiden, und das in einer Familie von braven Leuten, die es Dir möglich machte, Deiner Mutter zu helfen?

— O, was das anbelangt, ja! Meiner Mutter zu helfen, dahin geht geht all' mein Wünschen und Trachten.

— Und wenn es sich so träfe, wenn auch der Mann nicht mehr in den ersten Jugendjahren stände: Du würdest Dich nicht allzusehr sperren?

— O verzeiht, Germain, das ist eben der Punkt auf den ich halten würde. Einen Alten würde ich nicht lieben.

— Einen Alten, nein, den natürlich nicht; aber was meinst Du so zum Beispiel zu einem Mann von meinem Alter?

— Euer Alter ist für mich schon zu hoch, Germain; lieber wäre mir Bastians Alter, obgleich Bastian kein so hübscher Mann ist, wie Ihr.

— Du hättest lieber den Bastian, den Sauhirt? fragte Germain verdrießlich; einen Burschen, dessen Augen gerade so aussehn, wie die seiner Schweine?

— Für seine Augen würd' ich schon ein Auge zudrücken on weg en seiner achtzehn Jahre.

Germain empfand eine schauderhafte Eifersucht.

— Geh, geh! sagte er, ich sehe Du hältst was auf den Bastian. Wahrhaftig, 'ne kuriose Idee!

— Ja, eine kuriose Idee wär' es freilich, antwortete Marie, laut auflachend, und einen kuriosen Mann würde der auch abgeben. Dem könnte man Alles glauben machen, was man wollte. So zum Beispiel hatt' ich mir jenen Tag aus dem Garten des Herrn Pfarrers einen Evasapfel mitgebracht; den zeigt' ich ihm und sagte, es wäre ein gewöhnlicher schöner rother Apfel, und er biß gleich hinein wie ein Vielfraß. Aber das Gesicht hättet Ihr sehn sollen, was er da schnitt. Gerechter Gott, sah er da häßlich aus!

— Du machst Dich lustig über ihn? Du hast ihn also nicht lieb?

— Das wäre noch kein Grund. Aber ich lieb ihn allerdings nicht: er ist roh gegen seine kleine Schwester und unsauber.

— Du fühlst Dich also nicht zu irgend einem Andern hingezogen?

— Was kann Euch daran liegen, Germain?

— Mir? nichts; ich sag's nur so um eben zu plaudern. Ich sehe wol, Du kleines Dirnel, daß Dir schon ein Liebster im Kopfe steckt.

— Nein, Germain, Ihr irrt Euch, noch denk ich an keinen; später kann es wol einmal kommen; da ich mich aber nicht eher verheirathen werde, als bis ich mir etwas gesammelt habe, so bin ich bestimmt, erst spät und einen Alten zu heirathen.

— So nimm doch lieber gleich einen Alten.

— Nein, das thue ich nicht; wenn ich nicht mehr jung bin wird es mir gleich sein; jetzt aber ist das eine andre Sache.

— Ich sehe wol, Marie, daß ich Dir nicht gefalle; es ist sonnenklar! sagte Germain ärgerlich, ohne seine Worte abzuwägen.

Marie antwortete nicht. Germain neigte sich nach ihr hin: sie schlief. Mit einem Schlage hatte sie der Schlaf überwältigt, wie es bei Kindern oft der Fall ist, die schon schlafen, wenn sie noch stammelnd die Lippen bewegen.

Germain war ganz zufrieden damit, daß sie auf seine letzten Worte nicht mehr Acht gegeben hatte, denn er sah ein, daß sie nicht verständig seien und wandte ihr jetzt den Rücken um sich zu zerstreuen und auf andre Gedanken zu kommen.

Aber wie er es auch anfing, er konnte weder einschlafen noch an etwas Andres denken, als an das, was er eben gesagt hatte. Wol zwanzig Mal schlich er um das Feuer herum, entfernte sich von der Stelle und kam wieder; zuletzt lehnte er sich, aufgeregt als hätte er Kanonenpulver im Leibe, an den Baum, der die beiden Kinder beschirmte, und sah zu wie sie schliefen.

„Wie es nur kommen mag, dachte er, daß ich's noch nie bemerkt habe, daß diese kleine Marie das schönste Mädel im ganzen Lande ist. Viel Farbe hat sie nicht, aber ihr liebes Gesichtchen ist frisch wie eine wilde Rose. Welch einen reizenden Mund und welch ein allerliebstes Näschen sie hat! Groß ist sie nicht für ihr Alter, aber sie ist gewachsen wie eine kleine Wachtel und leicht wie ein Fink. Warum nur die Leute bei uns zu Lande so viel Aufhebens machen, wenn ein Frauenzimmer recht groß ist und recht ein rothes Gesicht

hat? Meine war eher winzig und blaß, und sie hat mir doch bei Weitem am Besten gefallen. Diese ist äußerst zart, aber dabei doch kerngesund und schön anzusehn wie eine weiße Geiß. Und was für ein liebes rechtschaffnes Gesichtchen! Man liest ihr das gute Herz aus den Augen heraus, selbst wenn sie schläft und sie zu sind. Und Mutterwitz hat sie mehr als meine selige Käthe, das springt in die Augen, und die Zeit würde Einem bei ihr nicht lang werden. Sie ist heiter, verständig, arbeitsam, liebevoll und dabei so drollig! . . . Ich weiß nicht was man sich Besseres wünschen könnte!

„Aber was geht denn das Alles mich an? wandte er sich ein, und versuchte die Sache von einer andern Seite anzusehn. Mein Schwiegervater würde davon nichts wissen wollen, und die ganze Familie würde glauben ich sei aus dem Häuschen. Ueberdies würde sie selbst mich nicht haben wollen, die arme Kleine. Ich bin ihr zu alt, sie sagt es selbst. Eigennützig ist sie nicht und macht sich wenig daraus, Noth und Plagen auszustehn, und auch ferner zwei oder drei Monate des Jahres ärmliche Kleider zu tragen und zu hungern, wenn sie nur künftig einmal ihr Herz befriedigen und einen Mann nehmen kann, der ihr gefällt. Und sie hat

recht! Ich an ihrer Stelle würd' es eben so machen und gleich jetzt, wenn es nach meinem Willen ginge, mir ein Mädel nach meinem Sinn aussuchen, anstatt mich auf eine Hochzeit einzulassen, die mich gar nicht so rosig anlacht.

Je mehr Germain sich bemühte, sich zur Vernunft zu bringen und zu beruhigen, desto weniger wollte es ihm gelingen. Jetzt ging er wol zwanzig Schritte fort in den dichten Nebel hinein und dann sah er sich plötzlich wieder auf den Knieen neben den beiden schlafenden Kindern. Einmal wollte er seinen Peter küssen, welcher einen Arm um Mariens Hals geschlungen hatte, und irrte sich dabei so wohl, daß Marie, einen feuerheißen Athem an ihren Lippen fühlend, erwachte und ihn ganz verwirrt ansah, da sie keine Ahnung hatte was in ihm vorging.

— Ich sah Euch nicht, meine armen Kinderchen, sagte Germain, indem er sich schnell zurückzog. Bei einem Haar wär' ich über Euch gefallen und hätte Euch wehe thun können.

Marie war unschuldig genug ihm zu glauben und schlief wieder ein. Germain ging auf die and're Seite des Feuers und sich schwor sich bei Gott zu, nicht mehr vom Fleck zu rühren, bis sie aufgewacht wäre. Er hielt Wort, doch

nicht ohne Selbstüberwindung. Ihm war, als müsse er darüber den Verstand verlieren.

Gegen Mitternacht zerstreute sich endlich der Nebel und Germain konnte durch die Bäume die Sterne funkeln sehn. Auch der Mond befreite sich aus den Dünsten, die ihn bedeckten, und streute Diamanten auf das feuchte Moos. Die Stämme der Eichen blieben eingehüllt in ein majestätisches Dunkel. Etwas weiter fort aber standen Birken und ihre weißen Stämme sahen aus wie eine Schaar von Geistern in ihren Todtengewändern. Das Feuer spiegelte sich im Weiher; die Frösche fingen sich an daran zu gewöhnen und wagten einige schwache schüchterne Laute. Ueber den Häuptern unserer Wandrer streckten und kreuzten sich, behangen mit hellem Moosgeflecht die winkligen Aeste der alten Bäume wie große fleischlose Knochenarme. Es war ein schöner Ort, aber so einsam und trübselig, daß Germain, der es müde war, hier Schmerzen auszustehn, anfing zu singen und Steine ins Wasser zu werfen um die schaurige Langeweile der Einsamkeit zu betäuben. Auch wünschte er Mariechen aufzuwecken, und als er sah, daß sie sich erhob und nach dem Wetter ausschaute, schlug er ihr vor, aufzubrechen.

— In zwei Stunden, sagte er, wird das Herannahen des Tages die Luft so abkälten, daß wir es trotz unseres Feuers nicht würden aushalten können. Um den Weg zu finden sieht man jetzt genug, und wir werden schon ein Haus finden, das sich uns aufthut, oder wenigstens eine Scheune, in der wir den übrigen Theil der Nacht unter Dach und Fach zubringen können.

Marie hatte keinen eignen Willen, und obgleich sie noch große Lust fühlte zu schlafen, so schickte sie sich doch an, Germain zu folgen. Dieser nahm seinen Sohn in den Arm ohne ihn aufzuwecken, und verlangte, daß Marie sich nahe an ihn anschmiegte, um sich mit in seinen Mantel zu hüllen, denn den Ihrigen, den sie dem kleinen Peter um den Leib gewickelt, wollte sie nicht zurücknehmen.

Als er das Mädchen so nahe neben sich fühlte, fing Germain, der einen Augenblick seine Gedanken vergessen hatte und etwas muntrer geworden war, wieder an, den Kopf zu verlieren. Zwei oder dreimal entfernte er sich hastig von ihrer Seite und ließ sie allein gehn; dann aber wartete er wieder, da er sah, daß es ihr schwer wurde ihm zu folgen, zog sie heftig an sich heran, und drückte sie so

stark, daß sie drüber verwundert und sogar etwas ärgerlich war; doch wagte sie es nicht zu sagen.

Da sie nicht wußten in welcher Richtung sie ihren Marsch angetreten, so kannten sie die, welche sie verfolgten, eben so wenig, und gingen so irre, daß sie noch einmal den ganzen Wald durchwanderten, und wieder gegenüber der wüsten Haide ankamen und dem Pfade folgten, den sie schon vorher gegangen. Nachdem sie lange hin und her gegangen sahen sie etwas Helles durch die Bäume schimmern.

— Gut, da muß ein Haus stehn sagte Germain, denn da brennt ein Feuer. Es muß also wol schon ziemlich spät sein.

Es war aber kein Haus, sondern ihr eignes Nachtfeuer, das sie beim Fortgehn bedeckt hatten, und das der Wind wieder angeblasen. Nachdem sie zwei volle Stunden gegangen, waren sie also auf dem Punkt angelangt, von dem sie aufgebrochen.

5.
Die Dorfschönheit.

— Alle Hagel, jetzt geb' ich's auf! sagte Germain und stampfte mit dem Fuß. Man hat es uns angethan, das ist klar und wir kommen von hier nicht fort, eh es lichter Tag wird. Die Stelle muß behext sein.

— Was ist denn da weiter, sagte Marie, wir werden uns doch deshalb nicht kränken! Wollen uns darin ergeben! Wir machen ein etwas größeres Feuer, das Kind ist so gut eingewickelt, daß es nichts zu befahren hat, und wir werden auch nicht davon sterben, wenn wir einmal eine Nacht im Freien zubringen. Wo habt Ihr denn den Sattel und die Decke hingethan, Germain? Mitten ins Dorn-Gestrüpp, Meister Unbedacht? Da ists recht bequem, ihn heraus zu holen!

— Da nimm das Kind, ich will sein Lager aus dem Strauch ziehn; Du sollst Dir nicht die Hände zerstechen.

— Ist schon geschehn; da ist das Bett, und ein paar Stiche sind auch keine Säbelhiebe, antwortete das brave Mädchen.

Aufs Neue machte sie Petern das Lager zurecht; er schlief aber so fest, daß er von dieser neuen Reise, gar nichts bemerkt hatte. Germain legte so viel Holz ans Feuer, daß der ganze Wald rings umher erglänzte. Mariechen aber konnte nicht mehr, und obgleich sie sich über nichts beklagte, war sie doch nicht mehr im Stande sich aufrecht auf den Füßen zu erhalten. Sie sah blaß aus und ihre Zähne

klappten zusammen vor Frost und Ermattung. Germain nahm sie in die Arme um sie zu erwärmen, und die Unruhe, das Bedauern und Regungen unwiderstehlicher Zärtlichkeit überwältigten sein Herz und brachten seine Sinne zum Schweigen. Er fühlte keine Spur von Schaam und es war, als ob ein Wunder ihm plötzlich die Zunge gelöst hätte.

Marie, sagte er, Du gefällst mir und es macht mich recht unglücklich, daß ich Dir nicht gefalle. Wenn Du mich zu Deinem Mann nehmen wolltest, weder Schwiegervater noch Aeltern, weder die Nachbarn noch andre Rathgeber sollten mich hindern, Dich zu heirathen. Ich weiß, Du würdest meine Kinder glücklich machen, Du würdest sie lehren, das Andenken ihrer Mutter ehren, mein Gewissen wäre ruhig und ich könnte mein Herz befriedigen. Ich bin Dir immer als Freund gut gewesen, aber jetzt fühl ich eine solche Liebe zu Dir, daß ich Dirs gleich zuschwören wollte, Dir mein Leben lang all Deinen Willen zu thun, wenn Du es verlangtest. Sieh, ich bitte Dich, sieh wie ich Dich liebe, und suche mein Alter zu vergessen. Denke, es sei eine falsche Idee, einen Mann von dreißig Jahren für alt zu halten. Uebrigens bin ich auch erst achtundzwanzig. Ein

junges Mädchen fürchtet, daß man es bekrittelt, wenn es einen Mann nimmt, der zehn oder zwölf Jahre älter ist, weil es in unserer Gegend nicht Mode ist; aber ich habe gehört, daß man in andern Gegenden nicht darauf sehen soll, daß man vielmehr so einem jungen Dingelchen lieber einen vernünftigen Mann von erprobtem Muth zur Stütze giebt, als einen jungen Burschen, der leicht über die Schnur hauen und aus einem guten Menschen, wofür man ihn hielt, ein lüderlicher Bruder werden kann. Uebrigens machen auch nicht allemal die Jahre das Alter. Wenn ein Mann durch übermäßige Arbeit, durch Elend oder durch einen schlechten Lebenswandel zu Schanden geworden ist, so kann er alt sein eh er fünfundzwanzig Jahre zählt, während ich . . . . . Aber Du hörst mich gar nicht an, Marie?

— O doch, Germain, ich höre Euch schon an, antwortete Marie, aber ich denk' an das, was mir meine Mutter oft gesagt hat: eine Frau von sechzig Jahren, sagt sie, ist sehr zu bedauern, wenn ihr Mann siebzig oder gar fünfundsiebzig alt ist, und nicht mehr arbeiten und sie ernähren kann. Er wird gebrechlich und sie muß ihn pflegen in einem Alter, wo sie selbst anfängt, der Schonung und Ruhe zu

bedürfen. So kommt man zuletzt dahin, daß man sein Leben auf Stroh beschließt.

— Die Aeltern haben Recht, das zu sagen, Marie, das geb ich zu; aber wenns danach ginge, würden wir am Ende die ganze Zeit der Jugend opfern, die doch die beste ist, um für das zu sorgen, was mit Einem werden soll in einem Alter, wo man eigentlich zu gar nichts mehr nutze ist, und wo es gleichgültig ist, ob man auf diese oder auf jene Weise endigt. Ich bin aber nicht in Gefahr Hungers zu sterben auf meine alten Tage. Ich kann schon etwas vor mich bringen, denn ich lebe mit den Aeltern meiner Frau, arbeite viel und gebe gar nichts aus. Ueberdies will ich Dich so lieben, Du sollst es sehn, daß mich das schon nicht alt werden läßt. Man sagt, wenn ein Mann glücklich ist, so erhält er sich, und ich fühle wol, daß ich um Dich zu lieben, jünger bin, als Bastian; denn der liebt Dich nicht, der ist zu dumm dazu und zu kindisch, um zu begreifen, wie nett und gut Du bist und wie Du es verdienst, daß man sich um Dich Mühe giebt. Nein, Marie, stoße mich nicht so von Dir, ich bin kein schlechter Mann; ich habe meine Katharine glücklich gemacht, sie hat es vor Gott gesagt auf

ihrem Sterbebett, daß ich ihr immer nur Ursach zur Zufriedenheit gegeben habe, und sie selbst rieth mir, wieder zu heirathen. Ich glaube ihr Geist hat heut Abend zu ihrem Kinde gesprochen, als es eben einschlafen wollte. Hast Du nicht gehört, was Peter sagte? und wie sein Mündchen zitterte, während seine Augen in die Luft hinaussahen und etwas erblickten, was uns unsichtbar blieb? Er sah seine Mutter, Du kannst mir's glauben, und sie war's die ihm das eingab, daß er Dich zur zweiten Mutter haben wolle.

— Germain, antwortete Marie höchst verwundert und sehr nachdenklich, Ihr redet rechtschaffen und Alles was ihr sagt ist wahr. Ich bin überzeugt, es wäre vernünftig von mir, Euch zu lieben, wenn das nicht Euern Aeltern zu viel Verdruß machte: aber seht, was soll ich thun? Mein Herz sagt mir nichts zu Euern Gunsten. Ich hab Euch wol lieb, aber Euer Alter, wenn's Euch auch nicht häßlich macht, macht mir doch Angst. Ihr kommt mir vor wie ein Onkel oder eine andre Respektsperson von Verwandten und ich glaube, manchmal würdet Ihr mich eher wie ein kleines Mädel als wie Eure Frau und wie Eures Gleichen behandeln. Endlich würden sich auch meine Gespielinnen viel-

leicht über mich lustig machen, und obgleich es eigentlich eine Dummheit ist, sich daran zu kehren, so glaub ich doch, daß ich mich an meinem Hochzeitstage schämen und ein bischen traurig sein würde.

— Das sind Kindergründe; Du sprichst wirklich ganz wie ein Kind, Marie!

— Ja, gut, ich bin ein Kind, sagte sie, aber eben darum fürcht ich mich vor einem allzuvernünftigen Mann. Ihr selbst seht, ich bin zu jung für Euch, wenn Ihr nicht zu alt für mich seid, denn Ihr macht mir ja schon jetzt den Vorwurf, ich spräche unüberlegt! Ich kann nicht mehr Ueberlegung haben als mein Alter mit sich bringt.

— Ach lieber Gott, es ist doch recht kläglich, wenn man so unbeholfen ist und so schlecht zu sagen versteht was man denkt! rief Germain. Marie, Ihr liebt mich nicht, das ist die ganze Sache; ich bin Euch zu einfältig und tölpisch. Hättet Ihr mich ein bischen lieb so würdet ihr nicht meine Fehler so deutlich bemerken. Aber Ihr habt mich nicht lieb, das ist's!

— Nun, das ist doch nicht meine Schuld, erwiderte sie, etwas verletzt dadurch, daß er sie nicht mehr duzte; ich

thue mein Möglichstes indem ich Euch anhöre: aber je mehr ich mir Mühe gebe, desto weniger will es mir in den Kopf hinein, daß aus uns Mann und Frau werden soll.

Germain antwortete nicht. Er legte das Gesicht in beide Hände, und es war der kleinen Marie unmöglich, zu sehn, ob er weinte, schmollte, oder ob er eingeschlafen wäre. Es machte sie etwas unruhig ihn so düster verschlossen zu sehn und nicht errathen zu können, was in seiner Seele vorging; doch wagte auch sie es nicht, weiter mit ihm zu sprechen. Zu erstaunt über den eben erlebten Auftritt hatte sie keine Lust mehr zum Schlafen und wartete mit Ungeduld auf den Tag, indem sie das Feuer anschürte und auf das Kind aufpaßte, an das Germain gar nicht mehr zu denken schien.

Germain schlief aber nicht. Er dachte nicht nach über sein Schicksal, er entwarf weder Pläne zu muthiger Entsagung, noch Pläne die Geliebte allmälig zu gewinnen, sondern er fühlte neue Schmerzen und der Kummer lag ihm schwer wie ein Gebirge auf der Brust. Er hätte mögen todt sein. Es schien ihm, als müße jetzt Alles schlecht für ihn gehn und hätte er weinen können, er würde ordentlich

geweint haben. Aber seinem Schmerz war etwas Zorn auf sich selbst beigemischt und er erstickte fast, ohne einen Laut der Klage ausstoßen zu können und zu wollen.

Als der Tag gekommen war und das Geräusch auf den Feldern es Germain verrieth, nahm er die Hände vom Gesicht und stand auf. Er sah, daß Marie ebenfalls nicht geschlafen hatte, aber er wußte ihr nichts zu sagen um ihr seine Sorge um sie zu zeigen. Er war völlig entmuthigt. Nachdem er den Sattel der Grauen aufs Neue im Gebüsch verborgen, nahm er seinen Sack auf die Schulter, seinen Sohn an die Hand und sagte:

— Jetzt, Marie, wollen wir versuchen, unsre Reise zu beendigen. Soll ich Dich nach Ormeaux hinbringen?

— Wir wollen zusammen gehn bis wir aus dem Walde kommen, und wenn wir wissen, wo wir sind, dann gehn wir Jedes seinen Weg.

Germain antwortete nicht. Es verletzte ihn daß sie ihn nicht bat, sie bis Ormeaux zu begleiten und er gewahrte es gar nicht, daß er ihr sein Anerbieten in einem Tone gemacht, der eine abschlägige Antwort herauszufodern schien.

Ein Holzhauer, dem sie begegneten, als sie einige hundert Schritte gegangen waren, wies sie auf den rechten Weg und sagte ihnen, wenn sie über die große Wiese gekommen, sollten sie nur, der Eine rechts, die Andre links abgehn, um an die verschiednen Endpunkte ihrer Reise zu gelangen; übrigens lägen die beiden Orte einander so nahe, daß man von Ormeaux ganz deutlich die Häuser von Fourche und umgekehrt, sehn könne.

Sie dankten und gingen. Aber der Holzhacker rief sie noch einmal zurück und fragte ob ihnen nicht ein Pferd abhanden gekommen wäre.

—Ich habe, sagte er, heute Morgen eine schöne graue Stute auf meinem Hofe gefunden; vielleicht hat sie der Wolf gejagt und gezwungen, bei mir eine Zuflucht zu suchen. Meine Hunde haben gekläfft die ganze Nacht und wie es Tag wurde, sah' ich das Pferd unter meinem Schuppen, wo es noch jetzt steht. Wir wollen hingehn, und wenn Ihr es für das Eurige erkennt, so nehmt es mit.

Germain gab sogleich die Kennzeichen seiner Grauen an und überzeugte sich, daß diese und keine andre es sei; dann ging er seinen Sattel holen. Marie erbot sich, seinen Kna-

ben mit sich nach Ormeaux zu nehmen, von wo er ihn abholen könne, nachdem er in Fourche seinen ersten Besuch abgestattet habe.

— Er sieht nach dieser Nacht etwas unsauber aus, sagte sie; ich will seine Kleider rein machen, ihm sein liebes Mäulchen waschen und ihn kämmen; wenn er dann schön und schmuck aussieht könnt Ihr ihn Eurer neuen Familie vorführen.

— Und wer sagt Dir denn, daß ich nach Fourche gehn will? antwortete Germain verstimmt. Vielleicht geh' ich gar nicht hin.

— O doch, Germain, Ihr müßt hin und werdet's auch thun.

— Du hast große Eile, mich mit einer Andern verheirathet zu sehn, damit Du nur Ruhe vor mir bekommst!

— Ach laßt doch das, Germain, daran wollen wir nicht mehr denken; das ist so eine Idee, die Euch bei nächtlicher Weil ein den Kopf gestiegen ist, weil dies unangnehme Abenteuer Euch die Gedanken ein Bischen in Unordnung gebracht hatte. Jetzt aber ist es Zeit, daß Ihr wieder zur Ver-

nunft kommt; ich verspreche Euch, zu vergessen was Ihr mir gesagt habt, und zu Niemand etwas davon zu erwähnen.

— O, sprich davon so viel Du willst. Es ist nicht meine Manier, zu verleugnen was ich einmal gesagt habe. Was ich Dir sagte war die Wahrheit und in allen Ehren gemeint; ich brauche mich dessen vor Niemand zu schämen.

— Ja, aber wenn Eure Zukünftige wüßte, daß Ihr kurz vor Eurer Ankunft an eine Andre gedacht, so würde sie dadurch in eine schlechte Stimmung gegen Euch hineinkommen. Gebt also Acht auf die Worte, die Ihr von jetzt an sprecht und seht mich nicht vor den Leuten mit solchen merkwürdigen Augen an. Denkt an den Vater Moritz der sich darauf verläßt, das Ihr ihm gehorcht und der gehörig böse auf mich werden würde, wenn ich Euch abwendig machte von seinem Willen. Jetzt ade, Germain, den Peter nehm' ich mit, damit Ihr nach Fourche gehn müßt. Ich behalt ihn als Pfand.

— Du willst also mit ihr gehn? fragte der junge Bauer seinen Sohn, als er sah, daß dieser sich an Mariens Hand anschmiegte und ihr entschlossen folgte.

— Ja Vater, antwortete der Knabe, der das, was man eben in seiner Gegenwart ohne Mißtrauen gesagt, gehört und auf seine Art verstanden hatte; ich gehe mit meiner lieben Herzens Marie; Du kannst mich holen kommen wenn Du mit dem Heirathen fertig bist; aber Marie muß mein liebes Mamachen bleiben.

— Da siehst Du doch, daß er es haben will? sagte Germain. Höre, Peter, setzte er hinzu, ich für meinen Theil wünsche es daß sie Deine Mutter sein und immer bei Dir bleiben möge; aber sie will nicht. Sieh zu, daß Du von ihr erlangst, was sie mir abschlägt.

— Sei ruhig, mein Vater, sie soll schon ja sagen; Mariechen thut immer was ich will.

Er entfernte sich mit der jungen Dirne. Germain blieb allein und war trauriger und unentschlossner, denn je.

Als er jedoch seine Kleider und das Sattelzeug in Ordnung gebracht hatte, als er auf seiner Grauen saß und man ihm den Weg nach Fourche gezeigt hatte, dachte er, er könne nicht mehr zurück und müsse diese aufgeregte Nacht vergessen wie einen gefährlichen Traum.

Er fand den Vater Leonhard vor seinem weißgetünchten Hause auf einer spinatgrün angestrichenen hölzernen Bank sitzen. Zur Thür empor führte eine Treppe von sechs steinernen Stufen, woran man sah, daß das Haus einen Keller hatte. Die Mauer des Gartens und Hanfackers war mit Mörtel abgeputzt. Es war eine schöne Besitzung, die man fast für eine bürgerliche Behausung halten konnte.

Der zukünftige Schwiegervater kam Germain entgegen. Etwa fünf Minuten lang erkundigte er sich nach seiner Familie und brachte dann die herkömmliche Redensart vor, mit der man die, welchen man begegnet, nach dem Zweck ihrer Reise fragt.

— Ihr seid also auf einem Spaziergange hierher gekommen?

— Ich bin hergekommen, antwortete der junge Bauer, um Euch von meinem Schwiegervater diese kleine Gabe Wildpret zu bringen; ich soll Euch sagen, daß Ihr schon wissen werdet, in welcher Absicht ich herkomme.

— Aha, sagte Vater Leonhard lachend und sich auf sein ziemlich rundes Wänstchen klopfend, ich sehe, ich verstehe, ich weiß schon.

Dabei zwinkerte er pfiffig mit den Augen und setzte hinzu:

— Ihr seid nicht der Einzige, mein junges Herrchen, der seinen Bückling machen kommt. Es sind schon ihrer dreie im Hause, die auf ihr Schicksal warten wie Ihr. Ich weise Niemanden ab, auch würd' es mir schlecht anstehn, einen zu begünstigen oder benachtheiligen, denn es sind Alles gute Partieen. Aber dem Vater Moritz zu Liebe und weil Euer Land so schön ist, sähe ich's doch lieber, wenn Ihr es würdet. Meine Tochter ist aber mündig und hat zu verfügen über ihr Vermögen; sie wird thun, was ihr genehm ist. Geht nur hinein und macht Euch bekannt; ich wünsche, daß Ihr die beste Nummer zieht!

Germain war sehr erstaunt, sich als einen Ueberzähligen ankommen zu sehn, wo er erwartet hatte, der Einzige zu sein.

— Vergebt, sagte er, ich wußte nicht, daß Eure Tochter schon versehn sei mit Freiern; ich bin nicht gekommen, um sie Andern abspenstig zu machen.

— Wenn Ihr geglaubt, antwortete Vater Leonhard, ohne sich aus seiner guten Laune bringen zu lassen, wenn Ihr geglaubt habt, es fehle meiner Tochter an Freiern, weil

Ihr spät kommt, so habt Ihr Euch gar sehr geirrt, mein Jungchen. Die Katharine hat's dazu, Freier anzuziehn, und ihre einzige Verlegenheit ist die Auswahl. Aber tretet nur ein und laßt den Muth nicht sinken. Es ist ein Frauenzimmer, bei dem sich's schon der Mühe lohnt, es Andern streitig zu machen.

Er schob Germain bei den Schultern hinein und sagte mit derber Lustigkeit:

— Hier, Katharine, bring' ich Dir noch einen!

Diese scherzhafte aber etwas ungehobelte Art sich der Wittwe vorstellen zu lassen in Gegenwart ihrer andern Schmachter, machte den jungen Bauern vollends verwirrt und mißvergnügt. Ihm war linkisch und verlegen zu Muth, und es dauerte einige Augenblicke, ehe er die Augen aufzuschlagen und die schöne Wittwe und ihren Hof anzusehen wagte.

Die Wittwe Guerin sah ziemlich gut aus und es fehlte ihr nicht an Frische. Allein der Ausdruck ihres Gesichts und ihre Toilette wollten Germain gleich anfangs gar nicht gefallen. Sie hatte etwas Keckes und Selbstzufriednes, und ihre mit einer dreifachen Reihe Spitzen besetzte Haube,

ihre seidene Schürze und ihr schwarzes Blondentuch stimmten wenig überein mit seiner Vorstellung von einer gesetzten und ordentlichen Wittwe. Durch diese gesuchten Kleidungsstücke und ihre leichtfertigen Manieren kam sie ihm alt und häßlich vor, obgleich sie weder das eine noch das andere war. Er dachte, ein so hübscher Ausputz und ein so lustiges Wesen würden wol zum Alter und zu dem feinen Mutterwitz der kleinen Marie passen, aber diese Wittwe sei schwerfällig und unbeholfen in ihren Späßen und geschmacklos in ihrem Ausputz.

Die drei Freier saßen an einem mit Wein und Fleisch beladenen Tisch, der hier den ganzen Sonntag Vormittag über für sie bereit stand; denn der Vater Leonhard ließ gern seinen Reichthum sehn, und der Wittwe war es ebenfalls nicht unlieb, ihr schönes Geschirr auszukramen und offne Tafel zu halten, wie Eine, die von ihren Zinsen lebt. So einfach und vertrauend Germain war, beobachtete er doch Alles ziemlich aufmerksam, und nahm sich hier zum ersten Mal in seinem Leben beim Trinken in Acht.

Vater Leonhard hatte ihn genöthigt, bei seinen Nebenbuhlern Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich ihm gegen=

über, behandelte ihn sehr aufmerksam und gab sich vorzugsweise mit ihm ab. Das Geschenk an Wildpret war trotz der Bresche, die Germain zu eignen Gunsten hineingearbeitet, doch immer noch reichlich genug, um seine Wirkung nicht zu verfehlen. Auf die Wittwe schien es ebenfalls Eindruck zu machen und die Freier maßen es mit hämischen Blicken.

Germain fühlte sich unbehaglich in dieser Gesellschaft und aß mit langen Zähnen. Der Vater Leonhard foppte ihn damit:

— Ihr seid ja sehr trübselig, sagte er, und schmollt mit Euerm Glase. Ihr müßt Euch nur durch die Liebe nicht gleich den Appetit benehmen lassen; denn ein nüchterner Liebhaber weiß die Worte nicht so hübsch zu setzen, wie einer, der sich die Gedanken mit einem Schluck Wein aufgeklärt hat.

Germain ärgerte sich, daß man bereits voraussetzte, er sei verliebt, und das zierige Wesen der Wittwe, welche dabei lächelnd die Augen niederschlug, machte ihm Lust, gegen die vorgebliche Eroberung seines Herzens zu protestiren. Doch er scheute sich, unhöflich zu sein, lächelte daher selbst und harrte in Geduld aus.

Die Liebhaber der Wittwe schienen ihm rechte Tölpel zu sein. Sie mußten ein tüchtiges Vermögen haben, daß sie sich ihre Werbungen gefallen ließ. Der Eine war über vierzig Jahre und fast eben so beleibt wie Vater Leonhard; der Zweite hatte nur ein Auge und sprach dem Glase so fleißig zu, daß er bereits die klare Besinnung verloren hatte; der Dritte war ein junger und ziemlich hübscher Bursche, doch er wollte geistreich sein und brachte dabei die jämmerlichsten Plattheiten zum Vorschein. Dennoch belachte sie die Wittwe, als ob sie diese Albernheiten bewunderte, und dadurch bewies sie eben nicht den besten Geschmack. Anfangs glaubte Germain sie wäre vernarrt in den Possenreißer; bald aber bemerkte er, daß er selbst auf bemerkenswerthe Weise ermuthigt wurde und daß man wünschte, er möchte nur etwas mehr mit der Sprache herausrücken. Für ihn war dies gerade ein Grund, sich zu fühlen und nur desto kälter und ernster zu sein.

Es wurde Zeit in die Kirche zu gehn, und man stand von der Tafel auf um es gemeinschaftlich zu thun. Man mußte bis Mers gehn, wohin es eine gute halbe Stunde war, und Germain fühlte sich so ermüdet, daß er gern vor-

her noch ein Schläfchen gemacht hätte. Allein er war es nicht gewohnt, die Kirche zu versäumen und machte sich mit den Andern auf den Weg.

Der Kirchweg war mit Leuten bedeckt. Die Wittwe schritt, von ihren drei Freiern begleitet, mit stolzer Miene einher und gab aufgeblasen und hochnäsig bald dem Einen bald dem Andern den Arm. Gern hätte sie auch den Vierten in ihrem Gefolge aufgeführt, allein Germain fand es so lächerlich, in Kumpanei und vor aller Welt den Schweif einer Weiberschürze zu bilden, daß er sich in angemessener Entfernung hielt und mit dem Vater Leonhard plauderte. Es gelang ihm hinlänglich ihn zu zerstreuen und beschäftigen, so daß es nicht aussah, als ob auch sie zu dem Aufzuge vor ihnen gehörten.

6.

Der Pächter.

Als sie das Dorf erreichten stand die Wittwe still, um sie zu erwarten. Sie wollte ihren Einzug durchaus mit ihrem ganzen Gefolge halten. Allein Germain that ihr den

Gefallen nicht, sondern verließ den Vater Leonhard, redete mehrere Leute an, die er kannte, und trat durch eine andre Thür in die Kirche. Die Wittwe verdroß das nicht wenig.

Nach dem Gottesdienst erschien sie aber dennoch triumphirend auf dem Tanzplatz und eröffnete den Tanz nacheinander mit ihren drei Liebhabern. Germain sah ihr dabei zu und fand, daß sie gut aber zierig tanzte.

— Nun, wie stehts, sagte Leonhard zu ihm und klopfte ihm auf die Schultern, wollt Ihr denn meine Tochter nicht zum Tanz führen? Ihr seid aber auch gar zu schüchtern!

— Ich tanze nicht mehr, seit ich meine Frau verloren habe.

— Ach was, Ihr sucht ja doch eine Andre, und da muß es mit der Trauer wie auf den Kleidern, so auch im Herzen sein Ende haben.

— Das ist noch nicht die Folge, Vater Leonhard; überdies komm' ich mir auch zu alt vor und mache mir nichts mehr aus dem Tanzen.

Vater Leonhard führte ihn auf die Seite.

— Hört, sagte er, es hat Euch verdrossen, die Festung schon von Belagerern umringt zu sehn, als Ihr kamt. Ich merke, Ihr seid sehr stolz. Das ist aber nicht vernünftig,

Freundchen. Meine Tochter ist daran gewöhnt, daß man ihr den Hof macht, besonders seit vor zwei Jahren ihre Trauerzeit zu Ende gegangen ist. Sie kann Euch doch nicht entgegenkommen!

— Schon seit zwei Jahren ist Eure Tochter wieder zu verheirathen, und sie hat noch nicht ihre Wahl getroffen?

— Sie mag sich nicht übereilen, und darin hat sie Recht. Sie sieht munter aus und es mag Euch vorkommen, als sei sie nicht sehr überlegt; aber sie ist doch ein sehr vernünftiges Frauenzimmer und weiß recht gut, was sie thut.

— Das will mir nicht so vorkommen; antwortete Germain ganz offenherzig, denn sie hat drei Freier in ihrem Gefolge, und wenn sie wüßte, was sie will, so würde sie wenigstens zweie zu viel finden und sie bitten, zu Hause zu bleiben.

— Ei warum denn? Davon versteht Ihr gar nichts, Germain. Sie mag weder den Alten, noch den Einäugigen, noch den Jungen, ich weiß es so gut wie gewiß: aber wenn sie ihnen den Abschied gäbe, so würden die Leute denken, sie wolle Wittwe bleiben, und es würde kein anderer kommen.

— Ja so! Sie sind also so zu sagen ein Aushängeschild?

— Ganz recht. Und ist dabei etwas Schlimmes? Wenn es ihnen ansteht?

— Jeder nach seinem Geschmack! sagte Germain.

— Ich merke, nach Euerm Geschmack wäre das nicht; aber laßt sehn, wir können uns vielleicht verständigen! Angenommen, Ihr erhieltet den Vorzug, so könnte man ja den Platz Euch allein überlassen.

— Ja, angenommen! Aber bis das sich herausstellt, wie lange würde man darauf wol zu lauern haben?

— Das kommt, glaub ich, auf Euch an, wenn Ihr nur zu sprechen und überreden versteht! Bisher hat meine Tochter es recht gut eingesehn, daß die beste Zeit ihres Lebens die sein würde, wo sie sich den Hof machen ließe, und darum hat sie keine große Eile, die Dienerin eines Mannes zu werden, wo sie selbst über mehrere gebieten kann. So lang ihr also das Spiel gefällt, kann sie sich damit belustigen; wenn Ihr aber ihr besser gefallt, als dies Spiel, so kann das Spiel aufhören. Ihr müßt nur nicht gleich zurückzuppen. Kommt jeden Samstag wieder her, tanzt mit ihr, gebt ihr zu verstehn, daß Ihr Euch auch in die Reihe der Freier

stellt. Werdet Ihr dann liebenswürdiger und geschickter befunden, als die Andern, so wird man's Euch eines schönen Tages schon zu wissen thun.

— Vergebt, Vater Leonhard; Eure Tochter hat das Recht, zu thun, wie es ihr beliebt, und ich habe kein Recht sie zu tadeln. Ich an ihrer Stelle würde es freilich anders anfangen; ich würde offner zu Werke gehn und nicht Männer um ihre Zeit bringen, die doch gewiß etwas Besseres zu thun haben, als um ein Frauenzimmer herum zu schwänzeln, das ihnen im Stillen ein Schnippchen schlägt. Aber kurzum, wenn sie einmal darin ihre Lust und ihr Glück findet, so geht mich das nichts an. Nur ist es Zeit, daß ich Euch etwas sage, was mir offen gestanden, schon seit heute Morgen auf dem Herzen liegt. Ihr habt Euch gleich anfangs geirrt von wegen meinen Absichten und mir keine Zeit gelassen, Euch zu antworten; daher glaubt Ihr denn etwas, was nicht an dem ist. Ihr müßt wissen, daß ich nicht hergekommen bin um Euch um Eure Tochter zu bitten, sondern in der Absicht, ein Paar Ochsen zu kaufen, das Ihr nächste Woche auf den Markt bringen wollt. Mein Schwiegervater meint, sie würden vielleicht für ihn passen.

— Verstehe, verstehe, Germain! antwortete Vater Leonhard in aller Ruhe; Ihr seid auf andre Gedanken gekommen, wie Ihr so meine Tochter mit ihren Liebhabern gesehn habt. Ganz wie es Euch beliebt. Es scheint, was den Einen anzieht, stößt den Andern zurück und Ihr habt das Recht, Euch zurückzuziehn, da Ihr ja auch noch nichts gesagt habt. Wollt Ihr ernstlich meine Ochsen kaufen, so kommt nur auf die Weide, ich will sie Euch zeigen. Wir wollen darüber schon reden, aber gleichviel, wird etwas oder wird nichts aus dem Handel, Ihr müßt bei uns heute Mittag essen, ehe Ihr wieder heimkehrt.

— Ich will nicht, daß Ihr Euch meinetwegen Umstände macht, antwortete Germain; Ihr habt hier vielleicht ein Geschäft. Mich langweilt es etwas, dem Tanz zuzusehn und nichts zu thun. Ich will mir Euer Vieh besehn und Euch dann nächstens wieder besuchen.

Damit schlich Germain sich fort und wandte sich nach der Wiese, auf der ihm Vater Leonhard in der That einen Theil seines Viehs von ferne gezeigt hatte. Es hatte seine Richtigkeit, daß Vater Moritz Ochsen brauchte und Germain meinte, wenn er ihm ein schönes Paar zu einem

billigen Preise mitbrächte, würde jener es ihm leichter verzeihn, daß er den eigentlichen Zweck seiner Reise absichtlich verfehlt hatte.

Er ging tüchtig fürbaß und sah sich bald in der Nähe von Ormeaux. Hier fühlte er das Bedürfniß, seinen Sohn zu umarmen und selbst Marie noch einmal zu sehn, obgleich er die Hoffnung verloren, ihr sein Glück zu verdanken, und den Gedanken daran aus seinem Kopfe verscheucht hatte.

Alles das, was er gesehn und gehört: dies zierige und eitle Frauenzimmer; dieser schlaue und doch zugleich beschränkte Vater, welcher seine Tochter noch mehr ermuthigte in ihren anmaßenden und unredlichen Gewohnheiten; dieser städtische Luxus, der ihm wie eine Sünde gegen die würdige Sitteneinfalt des Landlebens vorkam; diese verlorene Zeit, die man mit unnützen und läppischen Redensarten vergeudete; dies Hauswesen, das so sehr abstach gegen das in seiner Familie und besonders alle die Verlegenheit und Langeweile, die er seit einigen Stunden ausgehalten: Alles das weckte in Germain die Lust, wieder mit seinen Knaben und seiner lieben kleinen Nachbarin zusammen zu sein. Selbst wenn er in diese nicht verliebt gewesen, würde er sie

doch aufgesucht haben, um sich zu zersteuen und sein Gemüth wieder in das gewohnte Geleise zu bringen.

Aber vergeblich sah er sich um auf den benachbarten Wiesen: er fand weder Marie noch den kleinen Peter. Und doch war es die Zeit, wo die Hirten längst auf der Weide sind. Er sah eine große Heerde auf einer Hütung und fragte den Knaben, der sie hütete, ob die Schafe vom Hof Ormeaux wären.

— Ja, antwortete der Knabe.

— Bist Du der Schäfer? Ist es denn hier in Eurer Gegend Mode, daß Burschen die Schafe hüten?

— Nein, ich hüte sie nur heute, weil die Schäferin fort ist. Sie war krank.

— Aber ist denn nicht heute Morgen eine neue Schäferin angekommen?

— Ja, aber sie ist auch schon wieder fort.

— Was, schon wieder fort? Hatte sie nicht ein Kind bei sich?

— Ja, ein kleines Bürschel, das sehr geweint hat. Sie gingen beide zusammen fort, es kann zwei Stunden her sein.

— Wo denn hin?

— Doch gewiß woher sie gekommen waren; gefragt hab' ich sie nicht.

— Aber warum gingen sie denn fort? fragte Germain, der immer unruhiger wurde.

— Ja, wie soll ich das wissen?

— Sie ist wol über den Lohn nicht einig geworden? Ich dächte aber, der wäre schon im Voraus abgemacht gewesen?

— Ich kann Euch darüber gar nichts sagen; ich sah sie kommen und wieder gehn, weiter aber nichts.

Germain wandte sich nach dem Hofe und fragte die Leute. Niemand wußte ihm den Grund anzugeben; das aber stand fest, die junge Dirn hatte mit dem Pächter geredet und war dann, den weinenden Knaben an der Hand, wieder fortgegangen ohne ein Wort zu sagen.

— Sollte Jemand meinem Sohn etwas zu Leide gethan haben? rief Germain mit funkelnden Augen.

— Es war also Euer Sohn? Wie kam er denn zu der jungen Dirn? Von wo seid Ihr denn und wie heißt Ihr?

Germain sah daß man ihm nach der Landessitte auf jede seiner Fragen mit einer andern Frage antworten würde. Vor Ungeduld mit dem Fuß stampfend verlangte er den Herrn zu sprechen.

Der Herr war aber nicht zu Hause. Es war nicht seine Gewohnheit, den ganzen Tag zu bleiben, wenn er auf das Gut kam. Er hatte sich aufgesetzt und war, man wußte nicht nach welchem seiner andern Güter fortgeritten.

— Aber könnt Ihr mir nicht den Grund sagen, warum das Mädel wieder fortgegangen ist? fragte Germain mit steigender Angst.

Der Meyer und seine Frau lächelten einander auf eine seltsame Weise zu; er antwortete dann, davon wisse er nichts, ihn gehe das nichts an. Alles was Germain herausbringen konnte, war, daß das Mädchen und das Kind sich nach Fourche zu fortgemacht hatten. Er eilte nach Fourche; die Wittwe und ihre Liebhaber waren noch nicht zurückgekehrt, eben so wenig der Vater Leonhard. Die Magd sagte ihm, ein junges Mädchen und ein Knabe hätten nach ihm gefragt; sie hätte sie aber nicht herein lassen wollen, weil sie sie nicht

gekannt hätte, und ihnen den Rath gegeben, nach Mers zu gehn.

— Und warum habt Ihr sie nicht hereingelassen? fragte Germain ärgerlich. Ihr seid also hier zu Lande wol sehr mißtrauisch, daß Ihr Eurem Nächsten nicht einmal die Thür aufthut?

— Ja seht, das ist kein Spaß, antwortete die Magd; in einem reichen Hause wie bei uns muß man wol auf seiner Hut sein. Wenn die Herrschaft nicht zu Hause ist muß ich für Alles aufkommen, und so kann ich doch nicht den ersten Besten ohne Weiteres herein lassen.

— Eine häßliche Gewohnheit, sagte Germain, und lieber wollt' ich arm sein als so in steter Furcht leben. Gehabt Euch wohl sammt Eurer ganzen vertrackten Gegend!

Er erkundigte sich in den Nachbarhäusern. Man hatte die Schäferin und das Kind gesehn. Der Kleine war unvorbereitet mitgenommen und sah mit seinem Anzuge, mit seiner etwas zerissenen Bluse in seinem Lämmerfell nicht allzubest aus; Marie ging aus guten Gründen ebenfalls sehr ärmlich gekleidet bei jedem Wetter: so hatte man sie denn für Bettler gehalten und ihnen Brot angeboten. Die

junge Dirn hatte ein Stück für den Kleinen, der hungrig gewesen, angenommen, war dann schnell mit ihm weiter gegangen und hatte den Wald erreicht.

Germain dachte einen Augenblick nach und fragte dann, ob nicht der Oberpächter von Ormeaux durch Fourche gekommen wäre.

— Ja, antwortete man ihm, er kam durchgeritten, bald nach der Kleinen.

— Er ist ihr wol nachgejagt?

— Ei, Ihr kennt ihn also? sachte lachend der Schenkwirth des Dorfes, an den er sich wandte; ja, gewiß, der ist ein verteufelter Schürzenjäger. Aber ich glaube nicht, daß er sie eingeholt hat . . . aber freilich . . . wenn er sie gesehn hätte . . .

— Genug, genug, ich dank Euch! rief Germain.

Dann flog er mehr als er lief, um den Stall Leonhards zu erreichen, warf der Grauen den Sattel auf den Rücken, sprang hinauf, und jagte in gestrecktem Galop auf den Wald von Chanteloube zu.

Das Herz pochte ihm vor Angst und Wuth und der Schweiß triefte ihm von der Stirn. Er spornte seine Graue

daß das Blut kam, und da diese sich auf dem Wege nach dem eignen Stall sah, ließ sie sich nicht erst bitten um gehörig auszugreifen.

Germain langte bald bei der Stelle am Ufer des Teiches an, wo er die Nacht zugebracht hatte. Das Feuer rauchte noch. Ein altes Weib war beschäftigt den Ueberrest des dürren Reisig's zusammenzusuchen, das Marie aufgehäuft hatte. Germain hielt an, um sie auszufragen. Sie war halb taub und verstand seine Fragen falsch.

— Ja, Landsmann, sagte sie, das ist hier der Teufelsteich. Ein böser Ort! Wenn man ihm nahe kommt muß man drei Steine hineinwerfen, aber mit der linken Hand und mit der rechten ein Kreuz dazu schlagen. Das vertreibt die bösen Geister. Sonst begegnet einem ein Unglück.

— Davon red' ich nicht, sagte Germain indem er sich ihr näherte und ihr laut in die Ohren schrie. Habt Ihr nicht eine junge Dirn und ein Kind durch's Holz kommen sehn?

— Ja, sagte die Alte, ein kleines Kind ist hier ertrunken.

Germain zitterte am ganzen Leibe. Zum Glück setzte die Alte hinzu:

— Es ist schon lange her; zum Andenken daran hatten sie ein hübsches Kreuz aufgepflanzt; aber eine Nacht als es ein arges Wetter gab, haben die bösen Geister es ins Wasser geschmissen. Ein Stück davon ist noch zu sehn. Wenn Jemand das Unglück hat, hier in der Nacht anzuhalten, so kann er niemalen vor Tage wieder fort. Er kann gehn und gehn, er kann hundert Meilen durch den Wald gehn, er kommt immer wieder auf dieselbe Stelle zurück.

Die Einbildungskraft des jungen Bauers fühlte sich unwillkührlich ergriffen von dem was er hörte, und der Gedanke an das Unglück, daß sich zutragen müsse, um die Behauptungen der Alten vollends zu rechtfertigen, benahm ihm dermaßen den Kopf, daß eine kalter Schauder ihm über den ganzen Leib lief. Er gab die Hoffnung auf, etwas Weiteres zu erfahren, warf sich wieder aufs Pferd und ritt weiter durch den Wald. Aus Leibeskräften schrie er: „Peter, Peter!" pfiff, knallte mit der Peitsche und knickte Zweige, damit man ihn durch den ganzen Wald hören könne, und horchte dann, ob vielleicht irgend ein Laut Antwort gäbe; aber er hörte weiter nichts als die Glocken der im

Dickicht zerstreuten Viehherde, und das Grunzen der Schweine, die sich um ihren Eichelfraß stritten.

Endlich vernahm er hinter sich die Tritte eines Pferdes, das seiner Spur folgte. Ein Mann von mittleren Jahren, untersetzt, sonnengebräunt und halb bürgerlich gekleidet, rief ihm zu, er solle halten. Germain hatte den Pächter von Ormeaux nie gesehn; aber eine instinktartige Wuth sagte ihm sogleich, daß er es sei. Er wandte sich um, maß ihn vom Wirbel bis zur Zehe, und wartete, was er ihm würde zu sagen haben.

— Habt Ihr nicht ein junges Mädel von fünfzehn oder sechzehn Jahren mit einem kleinen Knaben hier vorbeikommen sehn? fragte der Pächter, indem er eine gleichgültige Miene annahm, obgleich er sichtlich aufgeregt war.

— Und was wollt Ihr von ihr? antwortete Germain, der sich gar keine Mühe gab, seinen Grimm zu verbergen.

— Ich könnte Euch antworten, Kamerad, daß Euch das nichts angeht; allein ich will's Euch sagen, da ich keinen Grund habe, es zu verbergen. Ich hatte sie, ohne sie zu kennen für dies Jahr als Schäferin gemiethet. Als sie kam sah sie mir für die Arbeit auf dem Pachthof zu jung und zu

schwach aus. Ich dankte Ihr also; aber ich wollte ihr die Kosten ihrer kleinen Reise bezahlen. Doch während ich den Rücken wandte war sie schon ärgerlich fortgegangen. Sie hat sich so beeilt, daß sie sogar einen Theil ihrer Sachen und ihren Geldbeutel vergessen hat, in dem freilich nicht viel drin sein wird, ein paar Sous wahrscheinlich. Da ich aber diesen Weg weiß, so dacht' ich sie vielleicht zu treffen, und ihr einzuhändigen, sowol was sie vergessen hat, als was ich ihr schuldig bin.

Germain war ein zu rechtschaffnes Gemüth, als daß diese, wenn nicht sehr wahrscheinliche, so doch wenigstens mögliche Geschichte, ihn nicht hätte etwas irre machen sollen. Er blickte den Pächter fest und durchdringend an; dieser hielt den Blick mit großer Unschuld oder Unverschämtheit aus.

„Ich muß darüber aufs Reine kommen! dachte Germain und hielt seine Aufregung an sich.

— Es ist ein Mädel aus unserm Dorf, sagte er, ich kenne sie; sie muß diesen Weg gegangen sein. Wir wollen zusammen weiter reiten, wir holen sie gewiß ein.

— Ihr habt Recht, antwortete der Pächter, vorwärts! Wenn wir sie aber am Ende dieser Allee nicht finden, so

geb' ich's auf, denn ich muß den Weg nach Ardentes einschlagen.

„O, dachte Germain, ich lasse Dich nicht los und wenn ich auch vier und zwanzig Stunden mit Dir um den Teufelsteich herumreiten müßte.

— Halt, sagte er plötzlich, indem er die Augen auf einen Husch Ginster richtete, der sich sonderbar bewegte. Holla hoh, Peter! Bist Du es, mein Kind?

Der Knabe erkannte die Stimme seines Vaters und sprang mit einem Satz wie ein junger Rehbock aus dem Gebüsch hervor. Als er ihn aber in der Gesellschaft des Pächters sah stand er wie erschrocken still und blieb unschlüssig stehn.

— Komm her, mein Peter, komm, ich bins! rief der junge Bauer, ihm entgegeneilend und sprang vom Pferde um ihn an sein Herz zu drücken; wo ist denn Mariechen?

— Sie hat sich hier versteckt weil sie Angst hat vor diesem graurigen schwarzen Kerl, und ich auch!

— O sei nur ruhig, ich bin ja da. Marie, Marie ich bin's!

Marie kam hervorgekrochen. Sobald sie Germain sah, dem der Pächter auf dem Fuße folgte, lief sie auf ihn zu,

warf sich in seine Arme und klammerte sich an ihn an wie eine Tochter an ihren Vater.

— O mein braver Germain, sagte sie, Ihr werdet mich vertheidigen, bei Euch hab' ich keine Angst!

Germain überlief es eiskalt. Er sah Marien an. Sie war blaß, ihre Kleider zerissen von den Dornen, durch die sie gelaufen um ein Versteck zu finden, wie eine von den Jägern gehetzte Hindin. Doch lag in ihrem Gesicht weder Schaam noch Verzweiflung ausgedrückt.

Dein Herr will mit Dir sprechen, sagte er zu ihr, dabei fortwährend ihre Züge beobachtend.

— Mein Herr? sagte sie stolz; der Mensch ist nicht mein Herr und wird es niemals sein. Ihr Germain, Ihr sollt mich mit zu Euch nehmen, ich will Euch umsonst dienen.

Der Pächter hatte sich genähert und that ungeduldig.

— He, Kleine, sagte er, Du hast etwas bei uns vergessen was ich Dir zurückbringe.

— Mit nichten, Herr, antwortete Marie, ich habe nichts vergessen und nichts von Euch zu fordern.

— Hör' mich an, nur auf ein Wort, sagte der Pächter,

ich habe Dir etwas zu sagen. Nur nicht furchtsam, es sind nur ein Paar Worte.

— Ihr könnt sie ganz laut sagen, vor Euch hab' ich keine Geheimnisse.

— So nehmt doch wenigstens Euer Geld!

— Mein Geld? Ihr seid mir nichts schuldig, Gott sei gedankt.

— Ich dacht' es mir wol, sagte Germain halb laut, aber es schadet nichts, Marie; höre, was er Dir zu sagen hat, denn ich bin neugierig, es zu wissen; Du mußt es mir nachher sagen, ich habe meine Gründe dazu. Geh nur an sein Pferd heran, ich lasse Dich nicht aus den Augen.

Marie trat dem Pächter drei Schritt näher. Dieser bückte sich bis auf den Sattelknopf herab und sagte leise:

— Hier, Kleine, ist ein blanker Louisdor für Dich; aber sage nichts, hörst Du? Ich will sagen, ich hätte Dich zu schwach gefunden für die Arbeit auf meinem Pachthofe. Es sei weiter nicht die Rede davon! Nächstertage werd' ich wieder bei Euch ansprechen und wenn Du reinen Mund gehalten hast, Dir wieder etwas geben. Wenn Du nachher vernünftig bist brauchst Du es nur zu sagen, ich nehme Dich

wieder zu mir, oder ich komme auch in der Dämmerstunde zu Dir auf die Wiese mit Dir plaudern.

— Da, Herr, das ist das Geschenk was ich Euch mache! antwortete Marie ganz laut und warf ihm seinen Louisdor ziemlich kräftig ins Gesicht. Ich dank Euch sehr und bitt' Euch es mich vorher wissen zu lassen wenn Ihr wieder durch unser Dorf kommt. Alle unsre jungen Burschen sollen Euch empfangen denn bei uns zu Lande hat man die Bürgersleute ungeheuer lieb, welche die armen Mädel beschwatzen wollen. Ihr sollt sehn daß man Euch erwarten wird!

— Ihr seid eine Lügnerin, eine einfältige Schwätzerin, sagte der Pächter ergrimmt und hob drohend seinen Stock; Ihr möchtet mich glauben machen, was nicht andem ist, aber Ihr sollt mir kein Geld abzwacken, denn man kennt die Leute Eures Gelichters.

Marie sprang erschrocken zurück. Germain aber sprang auf den Pächter zu, fiel ihm in die Zügel und schüttelte ihn kraftvoll.

— Jetzt versteh ich's, sagte er, und sehe, wo das Ding hinaus will. Herunter, Mann, herunter, wir wollen ein Wörtchen zu Zweien mit einander reden.

Dem Pächter fiel es nicht ein den Kampf anzunehmen; er gab seinem Pferde die Sporen um es loszumachen und wollte mit seinem Stock dem jungen Bauer auf die Hände schlagen, damit er es fahren ließe. Allein Germain entging dem Schlage, ergriff ihn an einem Bein und warf ihn aus dem Sattel auf das dürre Gras, wo er ihn noch einmal zu Boden warf, obgleich der Pächter aufgesprungen war und sich kräftig vertheidigte. Als er ihn unter sich hatte sagte er:

— Herzloser Mensch, jetzt könnt' ich Dich zu Schanden prügeln, wenn ich wollte, aber ich mag nichts Böses thun und überdies würde keine Züchtigung Dein Gewissen rein büßen. Aber Du sollst Dich nicht vom Fleck rühren bis Du dies junge Mädchen auf Knieen um Verzeihung gebeten hast.

Der Pächter, der in solchen Abenteuern kein Neuling war wollte die Sache ins Spaßhafte drehn. Er meinte, seine Sünde sei nicht so schwer, da sie ja in Worten bestände und er wolle schon um Verzeihung bitten, aber unter der Bedingung, daß er das Mädel küssen dürfe und daß man darauf im nächsten Wirthshaus einen Krug Wein trinken gehe um in Freundschaft von einander zu scheiden.

— Du dauerst mich! antwortete ihm Germain und stieß ihn mit dem Gesicht gegen die Erde. Ich mag Deine abscheuliche Fratze nicht länger sehn. Erröthe wenn Du kannst, und kommst Du einmal durch unser Dorf, so reite Du ja den Schandweg*)

Er hob den Knotenstock des Pächters auf, brach ihn über dem Kniee entzwei, um ihm die Kraft seiner Fäuste zu zeigen, und warf dann verächtlich die Stücke weit weg.

Dann nahm er seinen Sohn an die eine, Mariechen an die andre Hand und ging, immer noch vor Entrüstung zitternd, von dannen.

7.

Die Mutter Moritzen.

Nach einer Viertelstunde hatten sie die Gebüsche hinter sich und trabten auf der Landstraße. Die Graue wieherte bei jedem bekannten Gegenstande freudig auf. Peter er-

*) Schandweg (Chemin des affronteux) heißt der Weg, welcher sich gleich am Eingange eines Dorfes von der Hauptstraße trennt und an der äußern Seite desselben herumführt. Man nimmt an, daß denselben solche Leute einschlagen, die sich scheuen, sich sehn zu lassen, weil sie irgend eine verdiente Beschimpfung zu erdulden fürchten.

zählte seinem Vater das inzwischen Vorgefallene, in so weit er es hatte begreifen können.

— Wie wir angekommen sind, sagte er, kommt der Kerl da in die Schäferei, wo wir gleich hingegangen waren die schönen Schaafe besehn, um mit meiner Marie zu reden. Ich war in die Krippe geklettert und spielte und der Kerl sah mich nicht. Er hat meiner Marie guten Tag gesagt und hat sie geküßt.

— Du hast Dich küssen lassen, Marie? sagte Germain zitternd vor Wuth.

— Ja ich habe geglaubt es wäre eine Freundschaftsbezeigung in allen Ehren, eine Mode dieser Gegend mit allen Ankömmlingen, so wie bei Euch die Großmutter die Mädchen küßt, die bei ihr in Dienst treten, um ihnen zu zeigen, daß sie dieselben wie an Kindesstatt annimmt und daß sie wie eine Mutter gegen sie sein will.

— Und hernach, fuhr Peter fort, — denn er war ordentlich stolz darauf, ein Abenteuer zu erzählen zu haben, hernach hat Dir der Kerl etwas Schändliches gesagt. Du hast mir befohlen es niemals wieder zu sagen und gar nicht mehr daran zu denken; ich hab es auch bald

vergessen. Wenn aber der Vater haben will, daß ich es ihm sage, was es war . . .

— Nein nein, Peter, ich will's nicht hören und wünsche auch daß Du nie wieder daran denkst.

— Nun so will ichs noch einmal vergessen, antwortete der Knabe. Hernach that der Kerl als ob er ärgerlich wäre weil meine Marie sagte, sie würde fortgehn. Er sagte ihr, er wolle ihr Alles geben, was sie nur haben wolle, hundert Franken! aber da wurde meine Marie auch ärgerlich, und da kam er auf sie los als wollt er ihr was zu leide thun. Ich kriegte Angst und schrie und warf mich meiner Marie in die Arme. Da hat der Kerl gesagt:

„— Was ist denn das? Wo kommt das Kind her? Bring' es mir hinaus."

— Dabei hat er seinen Stock aufgehoben und wollte mich schlagen. Aber meine Marie hat es nicht zugelassen und hat zu ihm so gesagt:

„— Wir wollen später mit einander reden, Herr; jetzt muß ich dies Kind nach Fourche bringen, dann will ich wiederkommen."

Und gleich, nachdem er aus der Schäferei herausgegangen ist, hat meine Marie so zu mir gesagt:

— Laß uns fliehn, liebes Peterle, wir müssen schnell von hier fort, denn das ist ein schlechter Mensch und der würde uns nur Böses anthun.

Wir sind also hinter die Scheunen gegangen, sind gegangen über eine kleine Wiese und sind gewesen in Fourche und haben Dich gesucht. Aber Du warst nicht mehr da und sie wollten uns nicht auf Dich warten lassen. Hernach ist wieder der Kerl auf seinem schwarzen Pferd hinter uns hergekommen und wir sind geflohn und haben uns zuletzt im Wald versteckt. Und hernach ist er auch hineingekommen und wie wir ihn kommen hörten, haben wir uns versteckt. Und hernach, wie er vorbei war, sind wir wieder gelaufen um nach Hause zu gehn und endlich bist Du gekommen und hast uns gefunden und so ist Alles gekommen. Nicht war, meine liebe Marie, ich habe nichts vergessen?

— Nein, mein liebes Peterle, und es ist Alles die reine Wahrheit. Jetzt, Germain, werdet Ihr Zeugniß für mich ablegen und Jedermann bei uns sagen, daß ich dort

nicht habe bleiben können und daß es mir nicht etwa an Muth und Lust zur Arbeit gefehlt hat.

— Und Dich, Marie, sagte Germain, Dich bitt' ich, Dich selbst zu fragen, ob ein Mann von achtundzwanzig Jahren wol zu alt ist, wo es gilt, ein Weib zu verthei-digen und einen Unverschämten zu züchtigen. Ich möchte wol wissen, ob Bastian, oder irgend ein andrer schmucker Bursche, der um zehn Jahre jünger wäre als ich, von dem Kerl da, wie Peter sagt, nicht zermalmt worden wäre. Was meinst Du wol?

— Ich meine, Germain, daß Ihr mir einen großen Dienst erwiesen habt und daß ich Euch mein Leben lang dafür danken werde.

— Ist das Alles?

Mein liebes Väterchen, sagte der Knabe, ich habe nicht daran gedacht, der lieben Marie zu sagen was ich Dir versprochen hatte. Ich hatte keine Zeit dazu; aber zu Hause will ich es ihr sagen; auch der Großmutter will ich es sagen.

Dies Versprechen seines Knaben brachte Germain endlich zum Nachdenken. Es handelte sich jetzt darum, mit den Aeltern aufs Reine zu kommen, und wenn er ihnen

seine Gründe gegen die Wittwe Guerin sagte, sie nicht merken zu lassen, welche anderen Gedanken ihn erst fähig gemacht, so klar zu sehn und so streng zu urtheilen. Wenn man glücklich und stolz ist, dann scheint der Muth, Andre zur Einwilligung in unser Glück zu bewegen, eine gar leichte Sache; aber sich von der einen Seite zurückgewiesen, von der andern getadelt zu sehn, das giebt eine keinesweges angenehme Lage.

Zum Glück schlief Peter als sie auf dem Bauerhof ankamen, und Germain legte ihn in sein Bettchen ohne ihn zu erwecken. Dann gab er alle Erklärungen, die ihm nur möglich waren. Vater Moritz saß an der Hausthür auf seinem dreibeinigen Schemmel und hörte ihm ernsthaft zu. Er war mit dem Erfolg der Reise unzufrieden; als aber Germain von dem zierigen Wesen der Wittwe erzählte und seinen Schwiegervater fragte, ob er denn Zeit habe, alle zweiundfünfzig Sonntage des Jahres ihr den Hof machen zu gehn mit der Aussicht, am Ende des Jahres doch vielleicht abgeblitzt zu werden, da nickte der Alte beistimmend und antwortete.

— Du hast nicht unrecht, Germain, das ging nicht an.

Darauf erzählte Germain wie er sich genöthigt gesehn, die kleine Marie so schnell als möglich zurückzubringen um sie der Beleidigung, vielleicht gar der Gewaltthätigkeit eines unwürdigen Herrn zu entziehn.

Vater Moritz nickte wieder zufrieden mit dem Kopf und sagte:

— Du hast nicht Unrecht gethan, Germain; das war Deine Schuldigkeit.

Als Germain mit seinem Bericht fertig war und alle seine Gründe angegeben hatte, stießen Schwiegervater und Schwiegermutter gleichzeitig einen tiefen Seufzer des Entsagens aus, und sahen einander an. Dann erhob sich das Familienhaupt und sagte:

— Was ist zu thun, Gottes Wille geschehe; Zuneigung läßt sich nicht gebieten.

— Kommt zum Abendbrot, Germain, sagte die Schwiegermutter. Es ist jammerschade daß sich die Sache nicht gemacht hat; aber am Ende war es nicht Gottes Wille, wie es scheint. Wir müssen uns anderwärts umsehn.

— Ja, sagte der Greis, wie meine Frau sagt, wir müssen uns wo anders umsehn.

Weiter ward über diese Angelegenheit kein Laut im Hause vernommen. Als am folgenden Tage der kleine Peter mit den Lerchen bei Tagesanbruch aufstand, war er nicht mehr durch ungewöhnliche Ereignisse wie Tages zuvor, aufgeregt und sank in die Gleichgültigkeit der kleinen Bauerknaben seines Alters zurück. So vergaß er Alles, was ihm durch sein Köpfchen getrabt war und dachte an weiter nichts mehr, als mit seinen Brüdern zu spielen und bei den Ochsen und Pferden zu thun, als wäre er schon ein erwachsener Mensch.

Auch Germain versuchte zu vergessen, indem er sich wieder in seine Arbeiten vertiefte; aber er wurde so traurig und zerstreut, daß Jedermann es bemerkte. Mit der kleinen Marie sprach er nicht und sah sie nicht einmal an. Wenn man ihn aber gefragt hätte, auf welcher Wiese sie sei oder welchen Weg sie gegangen, so würde er es zu jeder Tageszeit haben beantworten können.

Er hatte es nicht gewagt, seine Schwiegerältern zu bitten, sie für den Winter auf ihren Hof zu nehmen, obschon er wußte, daß sie dadurch mit ihrer Mutter in Noth gerathen mußte. Sie litt aber doch keine Noth und Mutter

Guillette konnte es durchaus nicht begreifen, wie es zuging, daß ihr kleiner Holzvorrath nicht kleiner wurde, und daß der Schuppen, wenn sie ihn Abends fast leer verlassen, am andern Morgen wieder voll war. Eben so ging es mit dem Korn und den Kartoffeln. Irgend Jemand schlich sich durch die Luke auf den Boden und schüttete einen Sack aus ohne Jemand zu erwecken und ohne eine Spur zurückzulassen.

Die Alte war darüber erfreut und doch zugleich ängstlich. Sie bat ihre Tochter, doch ja Niemand etwas davon zu sagen. Denn wenn man das Wunder erführe, das sich bei ihr zutrüge, so würde man sie für eine Hexe halten. Zwar meinte sie selbst, der Teufel sei dabei im Spiel, übereilte sich aber nicht, es mit ihm zu verderben und den Pfarrer zur Beschwörung in ihr Haus zu rufen. Dazu, meinte sie, sei es noch Zeit genug, wenn der Herr Urian käme und für seine Wohlthaten ihre Seele verlangte.

Die kleine Marie begriff den wahren Zusammenhang besser, wagte es aber nicht, Germain etwas darüber zu sagen. Sie fürchtete ihn wieder auf seine Heirathsidee zu bringen und that gegen ihn, als merkte sie nichts.

Die Mutter Moritzen war eines Tages mit Germain allein im Obstgarten.

— Mein armer Schwiegersohn, sagte sie freundlich, Dir muß wol nicht gut sein. Du kannst nicht mehr so essen wie sonst, Du lachst nicht und sprichst immer weniger und weniger. Hat Dir Jemand aus unserm Hause oder gar wir selbst ohne Wissen und Wollen etwas zu Leide gethan?

— Nein, meine gute Mutter, Ihr seid immer so gut gegen mich gewesen, wie die Mutter, die mich zur Welt gebracht hat, und ich wäre undankbar, wollte ich mich über Euch beklagen oder überhaupt über Jemand im Hause.

— Dann, mein Sohn, ist es wol der Schmerz über den Tod Deiner Frau, der sich wieder bei Dir einstellt. Dein Kummer wird immer stärker, anstatt sich mit der Zeit zu legen und Du mußt durchaus dem verständigen Rath Deines Schwiegervaters folgen und wieder heirathen.

— Ja, Mutter, das wäre auch meine Meinung, aber die Frauenzimmer, die Ihr mir gerathen habt aufzusuchen, wollen mir nicht anstehn. Wenn ich sie sehe, so denk ich nur desto mehr an meine Käth, anstatt sie zu vergessen.

— Das kommt offenbar daher, daß wir Deinen Geschmack nicht haben zu treffen verstanden. Du mußt uns also helfen und uns die Wahrheit sagen. Gewiß giebt es irgendwo ein Frauenzimmer, das für Dich paßt, denn der liebe Gott erschafft Niemanden, ohne ihm sein Glück in einer andern Person vorzubehalten. Wenn Du also weißt, wo die Person zu finden ist, die für Dich taugt, so nimm sie; sie mag hübsch oder häßlich, jung oder alt, reich oder arm sein, wir sind entschlossen, Dir unsre Einwilligung zu geben, ich sowol, als mein Alter. Denn wir haben es satt, Dich traurig zu sehn und wir können nicht ruhig leben, wenn Du nicht ruhig bist.

— Meine liebe Mutter, Ihr seid so gut, wie der liebe Gott und der Vater eben so, antwortete Germain; aber Eure Theilnahme kann meinen Kummer nicht heilen; das Mädel, was ich möchte, mag mich nicht.

— So ist sie wol gar zu jung? Dich mit einem jungen Dingelchen zusammen zu thun, wäre nicht verständig.

— Das ist's ja eben, meine gute Mutter! Ich bin nun einmal so ein Narr und habe mich in eine junge verliebt, ich mache mir selbst Vorwürfe darüber. Ich thue mein

Möglichstes, nicht mehr an sie zu denken: aber ich mag arbeiten oder ruhn, ich mag in der Kirche sitzen, oder in einem Bett liegen, mit meinen Kindern oder mit Euch zusammen sein, ich denk immer an sie und kann vor Gewalt an nichts Andres denken.

— Das ist ja als ob es Dir Jemand angethan hätte, Germain! Es giebt nur ein Mittel dagegen: Das Mädel muß auf andre Gedanken kommen und Dir Gehör geben. Ich werde mich der Sache annehmen müssen und zusehn, ob es möglich ist. Du mußt mir sagen, wo sie wohnt und wie sie heißt.

— Ach, meine gute Mutter, ich getraue mir's nicht, sagte Germain, denn Ihr werdet mich auslachen.

— Ich werde Dich nicht auslachen, Germain, denn Du hast Deinen Kummer und den will ich Dir nicht noch ärger machen. Ist es vielleicht die Fanchette?

— Nein, Mutter, die ist es nicht.

— Oder die Rosette?

— Auch nicht.

— So sage sie nur, denn wenn ich alle Mädel aus der ganzen Gegend nennen soll, komm' ich ja gar nicht zu Ende.

Germain ließ den Kopf hängen und konnte sich nicht entschließen, ihr zu antworten.

— Nun, sagte die Alte, so will ich Dich für heute in Ruhe lassen, Germain; vielleicht hast Du morgen mehr Vertrauen zu mir, oder vielleicht versteht es Deine Schwägerin besser als ich, Dich auszufragen.

Sie nahm ihren Korb um ihre Wäsche über das Gesträuch zu hängen.

Germain machte es wie die Kinder, die sich entschließen, wenn sie sehn, daß man sich nicht weiter mit ihnen abgeben will. Er ging seiner Schwiegermutter nach und nannte ihr endlich zitternd „der Guillette ihre kleine Marie."

Groß war das Erstaunen der Mutter Moritzen. An die hätte sie zu allerletzt gedacht. Sie besaß aber so viel Zartgefühl, ihre Verwunderung nicht laut werden zu lassen, und machte ihre Anmerkungen für sich im Stillen. Als sie sah, daß ihr Schweigen für Germain drückend wurde, reichte sie ihm den Korb hin und sagte:

— Bei alle dem könntest Du mir aber doch bei meiner Arbeit helfen! Da nimm den Korb und komm mit, wir

wollen mit einander reden. Hast Du Dir die Sache auch wohl überlegt? Bist Du entschlossen, Germain?

— Ach liebe Mutter, so müßt Ihr nicht reden. Ich wäre entschlossen, wenn es geschehn könnte; da ich aber keine Erhörung finde, bin ich auch zu weiter nichts entschlossen, als dazu, mich, wenn es mir möglich ist, davon zu heilen.

— Und wenn es Dir nicht möglich ist?

— Alles in der Welt, Mutter, hat seine Grenzen; wenn ein Pferd zu schwer beladen ist, knickt es zusammen, und wenn ein Vieh nichts zu fressen kriegt, so kommt es um.

— Das soll also heißen, Du wirst sterben, wenn es Dir nicht gelingt? Das wolle Gott nicht, Germain! Ich hab's nicht gern, wenn ein Mann wie Du dergleichen sagt, weil er sie wirklich denkt, wenn er sie sagt. Du bist ein sehr herzhafter Mensch, und gerade bei kraftvollen Leuten ist solche Schwäche am gefährlichsten. Nur Muth und Hoffnung, mein Sohn! Ich kann mir's nicht denken, daß ein Mädel, dem es herzlich schlecht geht und dem Du durch Deine Werbung eine große Ehre anthust, Dir einen Korb geben sollte.

— Und doch ist es so, sie giebt mir einen Korb.

— Und was für Ursachen giebt sie an?

— Ihr hättet ihr stets Gutes gethan, sagt sie; ihre Familie sei der Eurigen viel schuldig, und sie wolle nicht Euer Mißfallen erregen, indem sie mich von einer reichen Heirath abbringe.

— Wenn sie das sagt, so beweist sie eine gute Gesinnung, und es ist sehr ehrenwerth von ihr. Aber dadurch, Germain, daß sie Dir das sagt, macht sie Dich nicht gesund, denn sie sagt Dir daneben gewiß, daß sie Dich lieb hat und Dich nehmen würde, wenn wir es zugäben?

— Da sitzt eben der Haken! Nein, sie sagt, ihr Herz fühle sich nicht zu mir hingezogen.

— Wenn sie sagt, was sie nicht denkt, um Dich desto sicherer von sich fern zu halten, so ist sie ein Mädel, welches verdient, daß wir sie lieben und daß wir um ihrer großen Verständigkeit willen über ihre Tugend hinwegsehn.

— Ja, sagte Germain, überrascht von einer Hoffnung, die ihm noch nicht aufgestiegen war, das wäre wirklich sehr verständig und wohlgehörig von ihr! Wenn sie aber so vernünftig ist, so fürchte ich sehr, sie ist es blos deswegen, weil ich ihr nicht gefalle.

— Germain, sagte die Mutter Moritzen, versprich mir, Dich diese ganze Woche ruhig zu verhalten, Dich nicht zu quälen, zu essen, zu schlafen und munter zu sein wie ehedem. Ich, ich will mit meinem Alten reden und wenn ich seine Einwilligung erhalte, so sollst Du die wahre Gesinnung erfahren, die das Mädchen gegen Dich hegt.

Germain versprach es. Die Woche verging, ohne daß Vater Moritz ihm ein Wort im Geheimen sagte. Es war, als hätte er keine Ahnung von Allem. Der junge Bauer gab sich Mühe, ruhig zu scheinen, aber er wurde mit jedem Tage bleicher und quälte sich immer mehr ab.

Endlich erschien der Sonntag. Seine Schwiegermutter kam aus der Kirche zurück und fragte ihn, was er denn seit ihrem Gespräch im Garten von seiner guten Freundin erlangt habe.

— Was soll ich von ihr erlangt haben? Nichts, gar nichts; ich habe ja gar nicht mit ihr gesprochen.

— Wie willst Du sie denn überreden, wenn Du gar nicht mit ihr sprichst?

— Ich habe nur einmal mit ihr gesprochen: damals, als wir zusammen nach Fourche waren; seit der Zeit hab ich

ihr auch nicht eine Sylbe gesagt. Ihre Weigerung hat mir so wehe gethan, daß ich lieber still bin, als sie noch einmal sagen höre, sie liebe mich nicht.

— Jetzt, mein Sohn, mußt Du aber mit ihr reden: Dein Schwiegervater ermächtigt Dich dazu. Entschließe Dich, mein Sohn, ich sag es Dir, und wenn es sein muß, befehl' ich's Dir sogar; denn in diesem Zweifel darfst Du nicht bleiben!

Germain gehorchte. Gesenkten Hauptes und mit gedrückter Miene kam er bei der Mutter Guillette an. Die kleine Marie saß allein am Kamin und war so tief in Gedanken versunken, daß sie Germain nicht kommen hörte. Als sie ihn vor sich sah, sprang sie wie erschrocken von ihrem Stuhl auf und ward über und über roth.

— Liebes Mariechen, begann er, indem er sich neben sie setzte, ich komme, Dir Verdruß und Langeweile bereiten, das weiß ich wol, aber unser Vater und unsre Mutter verlangen, ich soll mit Dir reden und Dich bitten, mich zu heirathen. Du willst es natürlich nicht? Ich dacht' es mir wol.

— Germain, antwortete Marie, es ist also wirklich wahr, daß Ihr mich lieb habt?

— Es verdrießt Dich, ich weiß es, aber meine Schuld ist es nicht. Wenn Du andern Sinnes werden könntest, wär' ich allzuglücklich und das muß ich doch wol nicht verdienen. Sieh mich einmal an, Marie, ich bin wol sehr häßlich?

— Nein, Germain, antwortete sie lächelnd, Ihr seid schöner als ich.

— Foppe mich nur nicht. Sieh mich mit Nachsicht an; noch fehlt mir kein Haar auf dem Kopf und kein Zahn im Munde. Meine Augen sagen's Dir, daß ich Dich liebe. Sieh mir doch nur in die Augen, da steht's geschrieben, und die Schrift versteht jedes Mädchen zu lesen.

Marie sah Germain mit ihrer fröhlichen Zuversicht in die Augen; plötzlich aber wandte sie sich ab und fing an zu zittern und beben.

— Ach Gott, Du hast Angst vor mir, sagte Germain; Du siehst mich an, als wär' ich der Pächter von Ormeaux. Fürchte Dich nicht vor mir, ich bitte Dich, es thut mir gar zu weh. Ich werde Dir kein böses Wort sagen, Dich auch nicht mit Gewalt küssen, und wenn Du willst, daß ich gehn

soll, brauchst Du mir nur die Thür zu zeigen. Muß ich wirklich fortgehn, damit Du nur aufhörst zu zittern?

Marie reichte ihm die Hand hin, ohne ihm jedoch ihr zum Heerd herabgeneigtes Haupt wieder zuzukehren und ohne ein Wort zu sagen.

— Ich verstehe, sagte Germain; Du bedauerst mich, Du hast ein gutes Herz und es thut Dir leid, daß Du mich unglücklich machst, aber lieben kannst Du mich nicht, nicht wahr?

— Warum sprecht Ihr so zu mir, Germain? antwortete Marie endlich; wollt Ihr mich durchaus zum Weinen bringen?

— Armes liebes Mädchen, Du hast ein gutes Herz, ich weiß es, aber Du liebst mich nicht und versteckst Dein Gesicht vor mir, weil Du fürchtest, ich möchte Dir Dein Mißvergnügen und Deinen Widerwillen anmerken. Und ich, ich wag' es nicht einmal Dir die Hand zu drücken! Im Wald, als mein Sohn schlief, und Du auch schliefst, da war ich nahe daran, Dich ganz still und leise zu küssen. Aber eher wär' ich vor Schaam gestorben, als daß ich Dich darum gebeten hätte, und ich hab' in jener Nacht ausgehalten, wie Einer, der an kleinem Feuer verbrannt wird. Seitdem hab'

ich jede Nacht von Dir geträumt. Ach, wie ich Dich umarmte und küßte, Marie! Du aber hast unterdeß geschlafen, ohne zu träumen. Und weißt Du, was ich jetzt denke? Ich glaube, wenn Du Dich umdrehen möchtest und mich ansehn mit solchen Augen, wie ich Dich, und Dein Gesicht an meines legen, so würd ich sterben vor Freude. Aber Du, Du denkst wenn Dir so etwas begegnete, so würdest Du sterben vor Zorn und Schaam!

Germain sprach wie im Traum, ohne selbst recht zu verstehn, was er sagte.

Marie zitterte noch immer, da er aber noch stärker zitterte, so bemerkte er es nicht mehr. Plötzlich wandte sie sich um. Ihre Augen standen voll Thränen und sahen ihn an mit einem Blick des Vorwurfs. Der arme Bauer glaubte, es sei der Gnadenstoß und stand auf um fortzugehn, ohne sein Urtheil abzuwarten

Sie aber hielt ihn zurück, schlang ihre Arme um seinen Nacken und barg ihr Haupt an seiner Brust.

— Ach Germain, sagte sie schluchzend, hast Du es denn gar nicht gemerkt, daß ich Dich liebe?

Germain war, als müsse er vor Freude den Verstand verlieren. Da erschien sein Sohn, der ihn längst suchte, und brachte ihn wieder zu sich selbst. Er ritt auf einem Stock, vor sich sein kleines Schwesterchen, das den eingebildeten Renner mit einer Weidengerte anpeitschte, und kam in vollem Galop in die Hütte hineingesprengt.

Germain nahm ihn in die Arme uud legte ihn seiner Braut an's Herz.

— Sieh, sagte er, Du hast mehr als Einen glücklich gemacht Durch Deine Liebe.

(Ende.)

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Wigand's Conversations-Lexikon.

Für alle Stände.

Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet.

Vollständig in 12 Bänden.

Jeder Band in 12 Heften. Jedes Heft 5 Bogen.

Preis: à Heft 2 gGr. = $2^1/_2$ Ngr. = 9 Xr. rhein.
= $7^1/_2$ Xr. Conv.-Münze.

Wir übergeben dem Publikum hiermit die ersten Hefte eines neuen, seit mehreren Jahren vorbereiteten Conversations-Lexikons. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens in unserer Zeit sind uns nicht entgangen: sie bestehen darin, auf einem bereits vielfach und mit Erfolg bearbeiteten Gebiet Neues zu leisten, und den mit Recht hochgespannten und fortwährend im Steigen begriffenen Anforderungen der Gegenwart zu genügen. Wir haben Alles aufgeboten, diese Aufgabe zu lösen, und die tüchtigsten Kräfte der deutschen Literatur, Kunst und Wissenschaft reichten uns dazu gern die Hand.

Man verlangt von einem Werke, das wie dieses neben bereits vorhandenen von derselben Gattung auftritt, ein Programm, ein Bekenntniß über die Richtung, die es einzuschlagen gedenkt. Diesem Verlangen genügen wir in einer Einleitung, welche der Leser mit dem letzten Heft des ersten Bandes erhält. Aus der dann bereits zurückgelegten Strecke wird er um so sicherer auf das Ziel schließen können, das wir im Auge haben. Hier daher nur zwei Worte. Das Haupttrachten unserer Zeit ist die Ausfüllung der weiten Kluft zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Das tiefste Sinnen, das heißeste Bemühen der besten Köpfe gilt der Lösung der großen Frage: wie ist die allgemeinste Theilnahme an den Genüssen des Lebens zu erreichen? wie sind die socialen und politischen Scheidewände zu beseitigen, welche der großen Mehrzahl keinen Zugang gestatten zu den höchsten, materiellen und geistigen Gütern der Menschheit? Wir meinen, daß die Ideale vom besten Staat, von der besten Gesellschaft keine Brücke sind zum Glück, zur

Freiheit, und daß jeder Versuch, die gegenwärtigen Zustände mit Gewalt nach Ideen aus der Studirstube zu modeln, scheitern muß an der Lebenskraft der naturgemäß entstandenen Verhältnisse. Die gesellschaftlichen Schranken lassen sich nicht umbrechen, sondern nur weiter hinausrücken. Der Mittelstand zwischen den Gelehrten und den Laien, die nicht einmal die Vorhalle der Wissenschaft betreten können, die Klasse der Gebildeten, muß immer größer werden und endlich das ganze Volk absorbiren. Allgemeine Menschenrechte giebts nur für die, welche sich ihrer bewußt werden. Zu diesem Bewußtsein führt kein anderer Weg, als die Bildung, und die Griechen hatten Recht, nur den einen wahrhaft freien Mann zu nennen, der in einen gewissen Kreis der Belehrung (Encyclopädie) eingetreten war. Das ist die Nothwendigkeit und das Bedürfniß, welches die encyclopädischen Werke ins Leben gerufen. Der Gelehrte, der die Mysterien des Himmels entschleiert, fühlt den Drang, mit seiner errungenen Wahrheit auch in das Leben befreiend einzugreifen und die bisher nur für die materiellen Interessen des Lebens Thätigen sind ergriffen von einer Sehnsucht, über ihre Scholle, über ihre Werkstatt hinaus zu blicken und Einsicht zu gewinnen in den Zusammenhang, in die Gesetze der ewigen Natur und der wechselnden Menschenwelt. Diesem Bedürfniß eine weitere Befriedigung zu verschaffen, und so redlich mit zu arbeiten an der Erreichung des angedeuteten Ziels: das ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Es sollen nicht, wie der rohe Fanatismus will, die Hochstehenden herabgezerrt werden in den Staub der Gemeinheit, sondern die Niedrigen erhoben zu den Höhen der Menschheit, und dazu scheint nichts so geeignet, als ein Werk, das durch gemeinfaßliche Darstellung alles Wissenswerthen und durch den **mäßigsten Preis, der irgend möglich ist, um die Ehre ringt, ein Volksbuch zu werden.**

Das Vertrauen, welches der Verlagsbuchhandlung bisher zu Theil geworden, giebt ihr die feste Ueberzeugung, daß darin, daß sie diesem Unternehmen ihren Namen an die Spitze stellt, Niemand etwas Anderes sehen wird, als eine Ehrenbürgschaft für ihren redlichen Willen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um das Werk durch Gediegenheit und Ausstattung der größesten Theilnahme würdig zu machen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Eine Landidylle

Leipzig 1847
P.o.gall. 1990 ve-82/87
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10097707-1